

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die Reiter-Statue des Ostgothenkönigs Theodorich vor dem Palaste Karls d. G. zu Aachen.

In dem V. und VI. Bande der Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande habe ich eine Abhandlung über eine Reiter-Statue des Ostgothenkönigs Theodorich veröffentlicht, welche, nach dem Berichte eines Augenzeugen, Karl d. G. von dem Platze, wo sie anfänglich errichtet war (nämlich vor dem Eingange der königlichen Pfalz zu Ravenna), über die Alpen entführen liess, um sie an einer analogen Stelle (vor seiner eigenen Hofburg zu Aachen) wiederum aufzustellen. Ueber dieses von dem Ravennatischen Kanoniker Agnellus¹⁾ beschriebene Kunstwerk gibt auch nicht lange nachher ein Mönch von Reichenau, Walafried Strabo, Nachricht. Den Text der betreffenden Ekloge dieses Verfassers fügte ich nach der mir damals allein bekannten Ausgabe bei, welche die zu Lyon erschienene Ausgabe der Kirchenväter dem Sammelwerke des Canisius entlehnt hat²⁾. Auf mein Ansuchen hat nachmals Hr. Dr. L. Bethmann, dormalen Bibliothekar in Wolfenbüttel, die Freundlichkeit gehabt, eine Vergleichung des Druckes mit der in St. Gallen aufbewahrten Handschrift, welche dies Gedicht überliefert, zu veranstalten und mir mit-

1) Liber pontifical. P. II. Vita Petri Senioris, bei Muratori Rer. Italic. Scriptt. T. II. P. I, p. 123.

2) Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum, sive Henrici Canisii lectiones antiquae, quibus praefationes historicas animadversiones criticae etc. adiecit Jac. Basnage. — Amstel. et Autverp. 1725. P. II. T. II, p. 227 sqq.

zutheilen. Später hat Hr. Professor Dümmler ebenfalls die St. Galler Handschrift eingesehen und das höchst merkwürdige Gedicht in einer an zahlreichen Stellen verbesserten Gestalt dem gelehrten Publikum vorgelegt¹⁾. Seit Jahren war es meine Absicht, auf meine frühere, demselben gewidmete Arbeit zurückzukommen und die mehrfachen Aufschlüsse zusammenzustellen, welche ich seither über den interessanten Inhalt gewonnen habe. Eine eingehende Besprechung der darin beschriebenen Reiter-Statue, welche in jüngster Zeit an die Oeffentlichkeit getreten ist²⁾, veranlasst mich, die von mir festgestellten Resultate in dem folgenden Aufsätze niederzulegen.

Die Zeit, um welche Walafrid Strabo seine Ekloge verfasste, wird von der Ueberschrift und einer Angabe des Textes auf das Bestimmteste bezeichnet. An einem der ersten Frühlingstage des J. 829 befand sich der Verfasser an einem öffentlichen Wege, welcher an dem Palaste Karls d. G. vorüberführte, woselbst die Reiter-Statue Theodorichs errichtet war, als in feierlichem Zuge Kaiser Ludwig d. Fr. mit seiner Gemahlin Judith, seinen Söhnen Lothar, Ludwig und Karl, von den höchstgestellten Persönlichkeiten seines Hofstaates geistlichen und weltlichen Standes begleitet, aus der Thorhalle hervortrat. Es fand also ein Aufzug statt, wie ihn die griechischen Kaiser ebenso wie die deutschen Herrscher des Mittelalters bei festlichen Gelegenheiten, ganz besonders bei Veranlassungen irgend einer gottesdienstlichen Feier, zu veranstalten pflegten. Es liegt nahe, an einen Zug vom Palaste zur Kirche zu denken, der nach Ablauf der in strenger Zurückgezogenheit verbrachten Fastenzeit am Grünen Donnerstage gehalten wurde³⁾, womit gewissermassen die öffentliche Thätigkeit der Herrscher eingeleitet wurde, welche auf den später folgenden Mai-Versammlungen ihren eigentlichen Anfang nahm. Als an dem genannten Festtage d. J. 817 Ludwig d. Fr. mit seinem Gefolge die von der Hofburg zur Kirche führende Halle durchschritt, war der

1) M. Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum, 12. Band. Berlin 1865, S. 461 ff.

2) »Das Reiterstandbild des Theodorich zu Aachen und das Gedicht des Walafrid darauf« von Herman Grimm. Berlin 1869.

3) Dass Walafrid den Kaiser Ludwig an einem hohen Festtage erblickte, geht auch aus dem Umstande hervor, dass derselbe mit kostbaren Gewänden bekleidet war, welche er, nach seinem Biographen Thegan (c. 19) nur an einem solchen Tage anzulegen pflegte.

aus Holz gezimmerte Bau zusammengestürzt. Diese (wieder aufgebaute) Anlage erkenne ich in dem getäfelten Holzbau, welchen Walafrid im J. 829 den Kaiser Ludwig mit seinem Gefolge durchschreiten sah. Das Osterfest fiel in diesem Jahre auf den 28. März. Auf die übrigens unerhebliche Vermuthung, dass diess der Tag gewesen sei, wo Walafrid, bei der Reiter-Statue des Theodorich stehend, den Kaiser aus der Burg hervortreten sah, lege ich selbstverständlich kein weiteres Gewicht.

Die Bestimmung der Localität, wo die Statue, an welcher Walafrid, wie er uns sagt, häufig vorbeiwandelte, errichtet war, lässt mit Sicherheit sich nach dem Raume verweisen, welcher sich zwischen der Hofburg auf der Höhe des heutigen Markthügels und der in der Niederung südwärts davon auferbauten Kirche ausdehnte. Das Ganze des Karolingischen Palastes, welches die eigentliche Kaiserwohnung, die Thermen und die kirchlichen Gebäude befasste, war von den unter der römischen Herrschaft angelegten Strassenzügen eingeschlossen. Der Knotenpunkt dieser Heerwege befand sich an dem westlichen Ende des Marktplatzes. Ein von Norden kommender, an vielen Stellen erhaltener, bei dem Königsthore in die spätern Ringmauern eintretender Weg zog sich der westlichen Seite des Palastes entlang und wendete sich dann nach Osten; eine andere, von Westen kommende Strasse lief an der Nordseite des Palastes weiter, eine östliche Richtung einhaltend. Bei Walafrid kann nur von der erstgedachten Strasse die Rede sein. In manchem Betrachte würde es eine interessante Belehrung geben, wenn die vielfachen, theils heute noch vorhandenen, theils durch urkundliche Zeugnisse festgestellten Spuren dieser Römer-Strassen mit Genauigkeit verfolgt und zur Kenntniss des gelehrten Publikums gebracht würden.

Die Absicht, welche den Walafrid zur Ausführung seines künstlich erdachten, mühselig durchgeführten Gedichtes bestimmte, ist in demselben so deutlich ausgesprochen, dass kein Zweifel darüber obwalten kann ¹⁾. Walafrid will die Freigebigkeit des milden Königs in Anspruch nehmen. Um ein günstiges Ohr für sein Anliegen zu finden, verherrlicht er die christliche, hochherzige Gesinnung Ludwig d. Fr. und der Seinigen; dann verkündet er das Lob der einflussreichen Grossen, welche an dem Hoflager anwesend waren und bei welchen er eine thätige Unterstützung zu finden hoffte. Zur Erreichung

1) Man s. das mit der von mir ausgesprochenen Ansicht durchaus zusammenstimmende Urtheil des Hrn. Prof. E. Dümmler a. a. O. S. 469 f.

dieses Zweckes hatte, wie ohne Bedenken vorausgesetzt werden kann, Walafried die weite Reise von Reichenau nach Aachen noch in winterlicher Jahreszeit unternommen, wo Ludwig mit den Seinigen und seinem Hofstaate überwintert hatte und wo er bis zum Juli verweilte. Es kann gefragt werden, ob der Reichenauer Mönch eine Sendung im Auftrage seines Klosters erfüllte, oder ob ein persönliches Interesse ihn angeregt hatte, bei der drohenden Zerrüttung des Reiches, wo auch für die geistige Befähigung eines schlichten Klosterbruders sich Aussichten auf eine höhere Stellung und eine ehrenvollere Thätigkeit eröffnen konnten, den Versuch zu machen, in den Kreis des hofischen Klerus vorzudringen. Die in dem Gedichte selbst hierüber zu erspähenden Andeutungen, sowie die anderwärts zu gewinnenden Aufschlüsse über die Sinnesart und den spätern Lebensgang des Walafried geben indess der erstern Hypothese die grösste Wahrscheinlichkeit.

Bekanntlich stand damals das fränkische Reich an der Schwelle einer verhängnissvollen Entwicklung. Bedenkt man, dass in Folge derselben die Stellung der hauptsächlichen Factoren des Reiches, der Geistlichkeit und des Adels, eine wesentlich veränderte zu werden drohte, so begreift es sich, dass eine allgemeine Spannung eintreten, dass eine lebhaftete Parteibildung nach allen Seiten sich verbreiten musste. Es handelte sich darum, ob das im J. 817 begründete Reichsgesetz aufrecht erhalten, ob mit diesem die Einheit des Reiches und das Wahlrecht des Volkes bei der Thronfolge, das vorher ganz in Vergessenheit gekommen war, auch ferner principiell anerkannt oder ob der principielle Wille des jeweiligen Trägers der Macht, die aus der Merowingischen Zeit stammenden Grundsätze der Ländertheilungen, welche vordem die Quelle so vieler Zerrüttungen des Staates, so arger Greuel gewesen waren, wieder erneut werden sollten. Die Festhaltung der Einheit des Reiches wurde von der Geistlichkeit befürwortet, deren Unabhängigkeit dadurch sicher gestellt war; die Erneuerung der willkürlichen Theilungen lag in dem Interesse der Mächtigen. Das alle andern Anordnungen beherrschende im J. 817 anerkannte Princip sollte auf Anstiften der zweiten Gemahlin Ludwig d. Fr. aufgehoben werden, indem die damals festgestellte Erbfolge der Söhne Ludwigs erster Ehe zerrissen und für den nachgeborenen Karl aus den jenem zugesprochenen Landestheilen eine eigene Herrschaft ausgeschieden werden sollte. Freilich huldigt auch Walafried der aufgehenden Sonne; die Stellung, die er damals sowie in späterer Zeit einnimmt,

ist aber von der eines nur sein Privatinteresse verfolgenden Parteilängers durchaus verschieden. Um diese zu würdigen, sind zunächst die Stellen des uns beschäftigenden Gedichtes in Betracht zu ziehen, in welchen er die geistlichen Würdenträger am kaiserlichen Hofe verherrlicht, welche Ludwig d. Fr. auf seinem Kirchgange begleiteten. Unter diesen redet er zuerst den Hofcaplan Hilduin an, welcher dem Kreise der älteren Staatsmänner angehörte, die noch in den glorreichen Tagen Karls d. G. thätig gewesen, diesen auf den fortschreitenden Bahnen, auf welchen er aus den Traditionen der Merowingischen Herrschaft in die Sphäre des christlichen Kaiserthums hinübertrat, begleiteten und der zu den eifrigsten Verfechtern der im J. 817 proclamirten Einheit des Reiches zählte. Dann spendet er ein reiches Lob dem Einhard, welcher in der nachdrücklichsten Weise den für die Zwecke der Judith mit den tadelnswerthesten Mitteln thätigen Grossen entgegen getreten war. Zuletzt bringt er seine Huldigung seinem Lehrer Grimald dar, dessen in der spätern Zeit mit der Gesinnung Walafrieds zusammenstimmende Gesinnung H. Professor Dümmler in zutreffender Weise hervorgehoben hat ¹⁾. Grimald nämlich, obwohl er im J. 833 in den Dienst Ludwig des Jüngern trat, bewahrte eine grundsätzliche Treue gegen seinen kaiserlichen Oberherrn und zeigte sich den alles Mass der Pflicht und Ehrfurcht überschreitenden Unternehmungen des älteren Sohnes Lothar durchaus abgeneigt. Wenn Walafried, wie es unterschiedliche andre seiner kleinern Gedichte bezeugen, für die Kaiserin Judith und ihren Sohn während der Tage des Unglücks lebhaftes Sympathieen hegte, so sind diese zweifelsohne durch die Gewaltthätigkeiten ihrer Gegner geweckt und gerechtfertigt. Die genannten Männer, auf deren Wohlwollen Walafried für das Gelingen der Zwecke, die ihn an das Hoflager geführt hatten, Hoffnungen baute, konnten unter den obwaltenden Umständen schwerlich in dem Falle sein, einem strebsamen jungen Manne eine Wirksamkeit in dem höfischen Kreise zu eröffnen. Mit welcher sittlicher Entrüstung Walafried das ränkevolle Treiben der habsüchtigen, um die Hofgunst buhlenden Kleriker seiner Zeit betrachtete, hat er in einem früheren poetischen Werke, der »*Vision des Wettin*«, ausgesprochen. Der Engel, welcher den genannten Mönch während seiner Entrückung aus den körperlichen Banden durch die Räume der jenseitigen Welt geleitet,

1) Geschichte des Ostfränkischen Reiches Bd. I. Abth. II, S. 868.

zeigt demselben eine Anzahl solcher ihr Verschulden abbüssender Männer und äussert sich über dieselben mit folgenden Worten:

Magna sacerdotum numero pars, — — — —
 Lucra petunt terrena, quibusque inhianter adhaerent,
 Atque palatinis pereuntia praemia quaerunt
 Obsequiis ornantque magis se veste polita
 Quam radiis vitae: pomposis fercula mensis
 Glorificare parant, animarum lucra relinquunt:
 Deliciis ducti per scorta ruendo volutant;
 Hac ratione alios neque se defendere possunt,
 Peste fameque inopem possent solarier orbem,
 Si tota virtute Deo sua lucra referrent.

Wenn wir also voraussetzen dürfen, dass Walafried keineswegs eines persönlichen Vortheils wegen bemüht war, dem kaiserlichen Hofe näher zu treten, so liegt die Annahme ganz nahe, dass er wichtige Angelegenheiten seines Klosters dem Herrscher vorzutragen beabsichtigte, wozu er von seinen Obern den Auftrag erhalten haben mochte. Diess zu vollbringen war aber keineswegs eine leichte Sache, da Ludwig, von ränkevollen, habsüchtigen Grossen umlagert, jedem anderweitigen Verkehre unzugänglich gemacht war, welcher die unbeschränkte Herrschaft, die seine Umgebung über seine Entschliessungen sich angemasst hatte, hätte beeinträchtigen können. Der grosse Abt Wala, ein naher Verwandter des kaiserlichen Hauses, hatte im J. 828 vor dem versammelten Reichsrathe dem Kaiser mit eindringlicher Rede alle Uebelstände der Regierung unter den verderblichen Einflüssen, die ihn beherrschten, aufgedeckt; Ludwig hatte das wirkliche Vorhandensein der geschilderten Zustände nicht bestritten und zur Abhülfe vier grosse Synoden berufen, welche die geeigneten Mittel zur Erleichterung der gedrückten Unterthanen berathen sollten; sein aufgeregtes Gewissen hatte keinen Anstand genommen, in dem dazu erlassenen Rundschreiben das Geständniss abzulegen, dass seine eigene Fahrlässigkeit und Unwissenheit grosse Schuld an der sich immer mehr verbreitenden Unsicherheit und Gesetzlosigkeit trügen; er hatte das Versprechen ertheilt, in eigener Person die Klagen der misshandelten Unterthanen entgegenzunehmen und einen Wochentag zu diesem Behufe bestimmt. Auch von den im vorausgehenden Jahre ausgesickten Sendboten war Ludwig aufgefordert worden, die Beschwerden der Kirchen und Armen, wie die Erfüllung seines Berufes es fordere, selbst anzuhören und zu prüfen. Der kundgegebene gute Wille blieb wohl unwirksam; denn

eine der berufenen Synoden, die im Juni 829 zu Paris zusammentrat, hielt es für nöthig, den Kaiser aufzufordern, nicht mehr unwürdigen Richtern und Dienern die Ausübung seiner Herrscherpflichten zu überlassen, sondern selbstthätig oder durch uneigennützig, gottesfürchtige Stellvertreter zu erfüllen.

Bei den feierlichen Kirchgängen drängten sich die Armen und Hilfsbedürftigen, die, wie Walafrid sagt (V. 22 sqq.), sich mit lautem Rufen auf dem Vorplatze des Palastes bewegten, vorzugsweise heran; sie belagerten die Zugänge zu der Kirche¹⁾, und die zudringlichen Fremden wurden, wie es dem Walafrid erging, (von der Palastwache) aufgehalten und befragt, wo sie herkämen und wer sie zu der Reise veranlasst habe²⁾. Das Kloster Reichenau hatte, wie so viele andere unter den obwaltenden Verhältnissen von der tyrannischen Bedrückung mächtiger Laien und insbesondere von dem Missbrauche der gräflichen Amtsgewalt, wie nicht zu bezweifeln ist, Vieles zu leiden. Dass Walafrid, um Schutz und Abstellung dieser Missverhältnisse zu erbitten, gekommen war, scheint mir, wenn ich den ganzen Inhalt seines Gedichtes erwäge, in hohem Grade wahrscheinlich. In seiner bereits angezogenen Bearbeitung der »Vision des Wettin« ist von einem Abte und einem Bischofe die Rede, welche die Sünden ihres Geizes in harter Strafe nach ihrem Hingange abbüssten. Man hat bemerkt, dass der Name des Einen, Waldo, und des Andern, Adalhelm, vermittelst der Anfangsbuchstaben der dieselben betreffenden Verse der Nachwelt überliefert sind; in dem ersten hat man einen vormaligen Abt von Reichenau, der im J. 814 als Abt von St. Denys bei Paris starb, erkannt. Den Bischof nachzuweisen ist noch nicht gelungen. In den unmittelbar folgenden Versen wird von zwei Grafen gehandelt, welche in heisses, übelriechendes Wasser versenkt, die Vergehen ihres Lebens (und wohl die Bedrückung der Klöster und der Armen) abbüssten. Man hat es übersehen, dass die Namen dieser Uebelthäter, Udalrich und Roderich, ebenfalls durch Akrostichen angegeben sind. Wettin erzählt:

1) Mon. S. Galli, de gestis Caroli Magni, I, 33. Vgl. Ansegis, cap. III, 59.
2) v. 246. — *Prudent.* Psychomach. 705 sqq.

Circumstat propere strictis mucronibus omnis
Virtutum legio, exquirens fervente tumultu
Et genus et nomen, patriam sectamque Deumque
Quem colat, et missu cujatis venerit.

Orsus — dormire casa squalente videbam
 Disposito sedisse loco, quem diximus ante
 Abbatem, surasque et crura cruore fluentes,
 Habitur in vocem: Fili, fer dicta patrono,
 Respicias hanc aedem, bini coluisse jubemur
 Informem socii, duo namque lavare suescunt
 His comites sese nantes in gurgite thermis
 Resperguntque domum hanc lethalis pestis odore,
 Et miseri istius pellantur ab aede coloni.
 Ad loca sanctorum, pete, mittat ut ille virorum
 Deposcens quod gratis agunt solatia ferre,
 Reprimere ut possit paries ubi nullus habetur
 Immensus fetoris onus, relevetque dolores.
 Haec, mi nate, precor, non oblivisceris haec tu.

Udalrich ist wohl derselbe mit dem in den Jahren 802 und 805 vorkommenden Grafen des Argen- und Linzgaus, ein Sohn des gleichnamigen Vaters, der durch seine Schwester, Hildegardis, Schwager Karls d. G. war ¹⁾. Die Nachfolger dieser Magnaten mögen in diesen beklagenswerthen Zeitläuften gleiche Drangsale über das schutzlose Kloster gebracht haben. Um gegen diese den Schutz des Kaisers anzurufen, kann Walafried von seinen Brüdern zu der Reise an das Hoflager bestimmt worden sein. Walafried liess bei seiner Ankunft es sich angelegen sein, dem ihm gewordenen Auftrage zu entsprechen und mit Hülfe eines Dichtwerkes Geiz und Tyrannei der Mächtigen, ihr Wirken auf Erden, ihre Folgen und Bestrafung in dem künftigen Leben zu veranschaulichen, Milde und Gerechtigkeit, die er zu erlangen hofft, zu verherrlichen.

Nachdem wir die Absicht erkannt haben, welche den Verfasser bei der Ausarbeitung seines Gedichtes leitete, haben wir uns nach den literarischen Quellen umzusehen, aus welchen er sich über den zu behandelnden Stoff unterrichtete, ferner die poetischen Leistungen früherer Zeit, aus welchen er für die Einkleidung seiner Gedanken häufig den passenden Ausdruck gefunden hat. Ein genaues Studium der poetischen Literatur sowohl der christlichen wie der heidnischen Zeit gibt sich bei den Werken Walafrieds in gebundener Rede auch dem weniger aufmerksamen Leser auf den ersten Blick kund ²⁾. Um das richtige

1) Chr. Fr. Stälin, Württembergische Geschichte. Th. I. S. 243. 328.

2) Die Verfasser der Historie littéraire de France (T. IV. p. 237) machen

Verständniß des Inhaltes der uns beschäftigenden Dichtung festzustellen, erscheint es nothwendig, die wichtigeren Reminiscenzen hervorzuheben, die sich dem Verfasser darbieten und von ihm vernützlich wurden. Walafrid verfolgte die Absicht, Theodorich, den berühmten Kriegshelden, »der die ganze Welt durchzogen,« den grausamen Verfolger der Diener der Kirche, als den Typus jeder ungebändigten Habsucht, jeder rechtswidrigen Bedrückung des ihm untergebenen Volkes darzustellen. Nach Walafrids Ansicht war durch die Persönlichkeit des Theodorich alles Unheil verwirklicht, von welchem Kaiser Ludwig in dem Reichsgesetze von 817 (cap. X) wünscht, dass Gott es von der Regierung seiner Kinder abhalten möge; (der Kaiser entsetzt sich bei dem Gedanken, dass einer von seinen Erben »aus Gier nach weltlichen Dingen, welche die Wurzel aller Uebel ist, Zerstückler oder Unterdrücker der Kirchen und der Armen werden, und die Tyrannei, in welcher alle Grausamkeit besteht, ausüben möge«). Die in diesem Sinne aufgefassten historischen Nachrichten über den Ostgothenkönig hatte der Verfasser, wie sich näher ergeben wird, aus Paulus Diakonus, Bôëthius und Papst Gregor d. G. geschöpft. Das hoch in die Luft ragende, in Goldschmuck prangende Reiterbild, das er vor sich sah, rief dem gelehrten Theologen das colossale goldne Standbild ins Gedächtniss, welches Nebukadnezar, von dem wahren Gotte, dem er früher gehuldigt hatte, sich abwendend, in der Ebene Dura zu götzendienerischem Culte hatte errichten lassen. Dass von der Erinnerung an diese Thatsache der weitere Gedankengang des Walafrid angeregt wurde, wird dadurch ersichtlich, wenn man den Commentar des hl. Hieronymus, welcher ihm, wie mit Recht vorausgesetzt werden darf, genau bekannt war, in Erwägung nimmt. Hier heisst es: »Schnelles Vergessen der Wahrheit (bringt es dahin), dass derjenige, der seit langer Zeit einen Diener Gottes (den Propheten Daniel) wie einen Gott angebetet hatte, nunmehr befiehlt, dass man ihm eine Statue errichte, auf dass er selbst in der Statue angebetet werden möge, dass aber die Statue von Gold war und ein ungeheures Gewicht hatte, das ist die Ursache, dass sie Staunen bei den Beschauern hervorrief und dass ein lebloser Gegenstand wie Gott angebetet wurde, indem Jeder seinen Geiz weihte.« Dieses habe die Statue Gutes gehabt, fährt

darauf aufmerksam, dass in dem Kloster Reichenau dem Studium der Poesie, wie aus den dort entstandenen Werken erhellt, eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden sein muss.

der Kirchenvater fort, dass durch die Standhaftigkeit der Jünglinge, die davon hervorgerufen wurde, die barbarischen Völker lernen konnten, den Tod nicht zu fürchten und die Götzenbilder zu verachten. Eine solche Warnung sollte, wie vermuthet werden darf, nach dem Wunsche des Walafrid, auch von der Statue des Theodorich den Zeitgenossen ertheilt werden.

Die Charakter-Schilderung des Theodorich und insbesondere die gegen denselben erhobene Anschuldigung tyrannischer Habsucht hat Walafrid nicht den spärlichen historischen Quellen entnommen, die ihm zu Gebote standen. Die Belege für das harte Urtheil, das er fällt, fand er in der Schrift des Boëthius »von den Trostgründen der Philosophie,« die er und zwar, ihren Charakter ganz richtig erfassend, für eine Diatribe gegen den König Theodorich und seine Regierung nahm. Das berühmte, gewöhnlich bloss nach seinem philosophischen Inhalte beurtheilte Werk darf wirklich als eine Kundgebung der tiefsten Entrüstung gegen den Druck des ostgothischen Regiments in dem eroberten Italien betrachtet werden. Theodorich wird in demselben geradezu »der nach dem allgemeinen Untergange dürstende König« genannt ¹⁾. Man ist zu der Annahme berechtigt, dass dieser leidenschaftliche Erguss die Katastrophe herbeiführte, in welcher Boëthius sein Leben einbüsste.

In den Tagen des Walafrid, wo die rohe Gewalt des kriegerischen Adels schwer auf den friedlichen klösterlichen Stiftungen lastete, die zur Erhaltung ihres verbrieften, selbständigen Bestandes, zur Sicherung des ihnen von frommen Stiftungen überwiesenen Einkommens ganz ausser Stande waren, die, wofern ein mächtiger Beistand ihnen nicht zu Hülfe kam, oft bis zur Entbehnung der nothwendigen Subsistenzmittel herabgedrückt wurden, wurde mit lebendigem Interesse die berührte geistvolle Schrift aus der Zeit des untergehenden Alter-

1) Lib. I, c. IV. — Die Stellung, welche Boëthius als Verfechter seiner gedrückten Landsleute den gothischen Grossen, »den Hunden des Palastes,« »dem Geize der Barbaren« gegenüber eingenommen hatte, konnte als ein leuchtendes Beispiel denen dienen, welche der Habgier der Günstlinge Ludwigs d. Fr. und seiner Gemahlin Judith mit unerschrockenem Muthe entgegentraten. — Boëthius sagt von seinem Wirken a. a. O.: Pro tuendo iure spreta potentum semper offensio. — Quotiens miseros, quos infinitis calumpniis impunita barbarorum avaritia vexabat, obiecta periculis auctoritate protexi! — Provincialium fortunatum privatis rapinis, tum publicis vectigalibus pessumdari, non aliter, quam qui patiebantur indolui.

thums gelesen, in welcher ein hochbegabter Genius, ebenfalls unter der Last der Tyrannei schmachtend, seiner Güter, seiner Heimath wegen muthigen Widerstandes gegen die fremdländischen Dränger beraubt, in die Tiefe des eigenen Gemüthes flüchtet und Trost verlangt von dem über allen Wechsel des Schicksals erhabenen, aller irdischen Verfolgung unzugänglichen Weltgeiste. Die Handschriften dieses Büchleins des Boëthius tauchen während des Mittelalters zuerst auf in den Klöstern des südlichen Deutschlands; die ältesten Spuren der Bekanntschaft mit denselben finden wir in den Klöstern St. Gallen und Reichenau. Gestiftet ward das eine von irischen, das andere von rivalisirenden fränkischen Mönchen. Die Epoche der Missionen, denen sie sonst ihre heilvolle Thätigkeit gewidmet hatten, war in den Tagen Ludwig d. Fr. längst vorüber. Man bedurfte ihres civilisirenden Einflusses nicht mehr, um ihn dem unbändigen Wesen der Alemannen gegenüberzustellen. Ihre Besitzungen wurden der Raubsucht der mächtigen Laien zur Beute. Die Vision des Wettin hat es uns bezeugt, von welchen Drangsalen namentlich die Insel Reichenau damals heimgesucht war. Den Gebildeten unter den Klosterleuten bot die Schrift des Boëthius die Fülle des erhabensten Trostes dar. Die Autorität des Verfassers war um so grösser, da die unchristliche neu-platonische Denkungsart desselben nicht durchschaut, dieser vielmehr wegen der ihm fälschlich beigelegten christlich-theologischen Schriften als ein beredter Vertheidiger des Glaubens galt und sogar, seiner auf Befehl Theodorich des Arianers vollzogenen Hinrichtung wegen, zu den Martyrern gerechnet wurde. Was Boëthius von dem raubgierigen Verfahren des Conigast und des Triguilla, zweier Beamten des Theodorich, denen Boëthius mannhaften Widerstand zu leisten gewagt hatte, berichtete, musste genau den Zuständen zu entsprechen scheinen, von welchen die waffenlose Bevölkerung des Frankenlandes bedrückt war. Die Standhaftigkeit des Weisen musste die höchste Bewunderung erregen, die Missregierung des Theodorich Gegenstand des Abscheus werden. In den Dialogen des Papstes Gregor I. las man, dass das göttliche Strafgericht den Frevler, nachdem auch Boëthius und dessen Schwiegersonn Symmachus unter Papst Johannes als Opfer seiner Grausamkeit gefallen waren, zuletzt erreicht und dass ein Einsiedler auf den liparischen Inseln gesehen habe, wie er ohne Gürtel und ohne Schuhe von den Dämonen unter den höllischen Pfuhl, der aus dem dortigen vulkanischen Berge seine Flammen emporwirft, hinabgestürzt worden sei.

Walafried, wenn er sich anschickt, die Statue des Theodorich zu

beschreiben, geht dabei von den Angaben des Papstes Gregor aus und hat zugleich das Trostbuch des Boëthius vor Augen. »Theodorich, der Geizige,« sagt er, »hat von seinen ehemaligen Schätzen nur Weniges (das Gold, welches das Bildwerk überzieht) sich erhalten¹⁾. Nichts bleibt ihm auf der Erde, als der Nachruhm; unglücklich wandelt er einsam in der Unterwelt umher.« Wenn der Dichter von einem Umherwandeln des Theodorich spricht, so haben ihm poetische Reminiscenzen aus Virgil und Prudentius dazu Veranlassung gegeben²⁾. Er bemerkt aber, mit Hinsicht auf den von ihm beliebten Ausdruck des Wandeln, dass die Meinung des Volks dem »von jedem Munde Verfluchten« die heissen Gewässer der Thermen anweise³⁾ (wie solche in der Vision des Wettin den beiden ruchlosen Grafen als Wohnstätte dienen) und dass Gottes Urtheil (wie der Eremit es bezeugt hatte) ihm die Strafe des ewigen Feuers zuerkannt habe. Das Beiwort »der Unglückliche«, womit Walfried den Theodorich bezeichnet hatte, glaubte er näher erläutern zu müssen und thut diess gleich nachher durch zwei, eine auffallende Parenthese bildende Verse, deren Inhalt aus Boëthius entlehnt ist. Walfried sagt (v. 42 sq.):

1) Von dem verstorbenen Geizigen heisst es bei Boëthius a. a. O. Lib. III, c. 3:

— — defunctumque leves non comitantur opes. —

2) *Virg.* Georg. I. 338 sq.

Tum cornix plena pluviam vocat improba voce

Et sola in sicca secum spatiat^r arena. —

Prudent. Hamartigenia 812 (Columbae)

Gressibus innocuis sterili spatiantur in herba. —

3) Nicht unmöglich ist es, dass eine im Volk verbreitete Sage den Theodorich für den bösen Dämon erklärte, der in den warmen Wassern der Aachener Bäder hause; mit einem solchen hatte König Pipin kämpfen müssen. Mon. S. Gall. II. 15. Das Karlsbad in Aachen soll im J. 1375 verschlossen gewesen sein, weil ein in demselben weilendes Gespenst zwei oder drei Menschen ertränkt habe (Meyer, Aachen'sche Geschichten S. 344). Der heidnische Wahn, dass Dämonen in den heissen Wassern hausen, war dem Lichte des Christenthums nicht gewichen. *Tertullian.* de baptismo c. V. An non — immundi spiritus aquis incubant? — — Sciunt opaci quique fontes, et avii quique rivi, et in balneis piscinae et euripi in domibus vel cisternae, et putei, qui rapere dicuntur, scilicet per vim spiritus nocentis. M. vgl. *Eunap.* in Porphyreo. Ed. Boissonade p. 10. — S. *Gregor. Nyss.* Vit. Gregor. Thaumaturg. Ed. Par. p. 308. — *Psellus* de operatione daemonum p. 31 Ed. Boissonade.

Infelix iam nullus erit, nisi deserit ipse

Scire quod est, audens sese quod credere non est.

Bei Boëthius heisst es (II, 5): *Humanae quippe naturae ista conditio est, ut tum tantum ceteris rebus, cum se cognoscit, excellat: eadem tamen infra bestias redigatur, si se nosse desierit. Nam ceteris animantibus sese ignorare natura est, hominibus vitio vertit.*

Wenn die Künstler dem Könige bei seiner Lebenszeit die Statue widmeten, so heisst es weiter, so mögen sie »dem wahnsinnigen Löwen« geschmeichelt haben ¹⁾, oder er selbst, wie der Hochmuth es oft veranlasst, verlangte, dass das Standbild errichtet würde (wie es bei Nebukadnezar der Fall gewesen war). Wenn man sieht, dass Hochmüthige auf Wagen und Rossen sitzen (wie es von denselben an manchen Stellen der h. Schrift ausgesagt wird), so darf man sich nicht wundern, dass auch Theodorich auf einem Rosse erhöht ist ²⁾.

Gleichsam entgegennend und beschönigend wird die Einsprache geltend gemacht, dass dreimal am Tage, Morgens, Mittags und Abends, Tauben, aus der Luft herbeifliegend, sich auf dem hochragenden Standbilde niederzulassen pflegten; ein solches Wahrzeichen dürfe nicht ein eitles genannt werden. — Bekanntlich erscheint sowohl in den biblischen wie in den klassischen Ueberlieferungen der Herbeiflug sowie das Ausruhen der Tauben als eine glückliche Vorbedeutung. Wie kommt es nun, wird gefragt, dass die Boten des Friedens sich mit Vorliebe auf das Denkmal eines so hassenswerthen Wütherichs niedersenken? Kann von einem Verweilen der Taubenschaar an solcher Stelle Wohlfahrt für denjenigen in Aussicht gestellt werden, der einen gleichen Aufenthalt sich wählt, der etwa in der Nähe eines Tyrannen selbst Schutz sucht? Kann der gedrückte Fromme Heil erwarten in der Nähe des Uebermuthes, welcher das Gesetz mit Füßen tritt? Solche Fragen konnten die beschriebenen Zeitverhältnisse von selbst veranlassen. Wenn dieselben von unserm Verfasser in einer so unklaren,

1) Boëthius l. c. IV, 2: *Avaritia fervet alienarum opum violentus ereptor? Lupi similem dixeris, — — irae intemperans fremit? Leonis animum gestare credatur — — ita fit, ut qui probitate deserta homo esse desierit, cum in divinum conditionem transire non possit, vertatur in beluam.*

2) Die verschiedenen allegorischen Auslegungen der Bibelstellen, in denen von einem Rosse die Rede ist, findet man zusammengestellt bei S. *Gregor. M. moral. lib. XXXI, c. 24.* In Bezug auf 1. B. Mos. XLIX, 17: *Equus hunc mundum insinuat, qui per elationem suam in cursu labentium temporum spumat.* — — *Ascensor equi est quisquis extollitur in dignitatibus mundi.*

lakonischen Weise vorgetragen werden, so setze ich diess auf Rechnung der bei ihm so oft wahrnehmbaren Unbeholfenheit im poetischen Ausdruck; in andern Fällen, wo das rechte Wort sich nicht von selbst findet, nimmt er zu poetischen Phrasen älterer Schriftsteller seine Zuflucht. Die Antwort lautet: Freilich scheinen Leute demüthigen Sinnes der Tyrannei mit Liebe zugethan zu sein; diess geht aber nicht vom Herzen aus. Zu dem Bilde des Theodorich fliegen die Tauben nicht hin mit der Absicht, Vorzeichen zu ertheilen; sie folgen schlechthin einem natürlichen Triebe. In ruhiger Stunde fliegen sie fort, um Futter zu suchen; sie ruhen aus, wenn sie nicht ihre Nester bauen. — Das Phänomen trägt. Zwischen Guten und Bösen, sagt Boëthius, gibt es keine Gemeinschaft; der Geiz ruft Hass hervor; nur die Milde gewährt Ruhm ¹⁾. Diese Belehrungen verdienten auch von den Mächtigen in dem Zeitalter Walafrieds in Erwägung gezogen zu werden.

Dieser Erklärung, welche ihre Berechtigung schlechthin in den Verhältnissen, wie sie bestanden, als Walafried zu dem Hoflager reiste, und in dem literarischen Kreise sucht, innerhalb dessen seine Gedanken sich nachweislich bewegten, ist die oben bemeldete, durchaus neue und originelle Auffassung entgegengetreten, welche, um diese Thatsachen ganz unbekümmert, das »richtige« Verständniß in einer von dem Dichter benutzten Sage finden will, die von dem Geschichtswerke des Fredegar überliefert ist. In diesem wird eine ganze Reihe fabelhafter Erzählungen mitgetheilt, deren Held ein Theodorich aus der Zeit des griechischen Kaisers Leo ist. Diese Märchen, welche unter einander von dem Compiler in den losesten Zusammenhang gebracht sind, schienen diesem selbst mit dem, was wir aus zuverlässigen Quellen über die Geschichte des Ostgothenkönigs Theodorich wissen, so durchaus unvereinbar, dass er bemerken zu müssen glaubt, der Theodorich, auf welchen sich das von ihm Berichtete beziehe, sei eine von dem gothischen Könige dieses Namens durchaus verschiedene Person, derselbe sei vielmehr dem Lande Macedonien angehörig gewesen. An den zuerst in Betreff dieses Theodorich erzählten Märchen gehe ich mit Stillschweigen vorüber, da auch H. Grimm nicht den Versuch gemacht hat, irgend eine Beziehung auf dieselben in dem Gedichte des Walafried aufzuspüren. Ich verweile bloss bei der letzten Anekdote, welche, was bisher Niemand geahnt hat, den Schlüssel zu v. 30 und ff. darbieten soll.

1) Boëthius l. c. IV, 5: *Probis atque improbis nullum foedus est. — II, 5: Avaritia semper odiosos, claros largitas facit.*

Theodorich, so heisst es bei Fredegar, war nach vielen im oströmischen Kriegsdienste erlebten Wechselfällen in Italien ansässig geworden und hatte hier, bald glücklich, bald unglücklich, harte Kämpfe gegen die Avaren zu bestehen. Es kam aber dahin, dass Italien von den (auch Hunnen genannten) Avaren überschwemmt wurde. Theodorich und die Gothen unterlagen in diesem Kriege; viele Städte Italiens wurden verwüstet. Nachmals aber wusste Theodorich seine Kräfte wieder zu sammeln; es gelang ihm, die Feinde nach Pannonien zurückzuwerfen. Er getraute sich indessen nicht, die heimathliche Grenze derselben zu überschreiten. Das Lager, das er bezogen hatte, verliess er eines Tages, von vier Dienern begleitet, um die etwaigen Bewegungen der Avaren zu überwachen. Auf diesem Streifzuge begegnete er dem geschicktesten Späher der Avaren, Xerses genannt, und sandte diesem drei Krieger entgegen, welche ihn zum Gefangenen machen oder tödten sollten. Der Avare nahm scheinbar die Flucht, erlegte aber, sich umwendend, von seinen Verfolgern den einen nach dem andern. Als drei andere von Theodorich ausgesickte Krieger dasselbe Schicksal erfahren hatten, lässt sich dieser in einen Zweikampf mit dem Avaren ein, trifft den Arm desselben mit seinem Speere; aber es währte noch eine geraume Zeit, während welcher die Kämpfenden auf ihren Rossen einander umkreisten, bis der Avare unterlag. Theodorich führte den gefesselten Ueberwundenen, dessen Tapferkeit ihm hohe Achtung eingeflößt hatte, in sein Lager und verschwendete vergebens Schmeichelworte und Versprechungen an denselben, um ihn zu bestimmen, in seinen eigenen Dienst nach geleistetem Vasalleneide überzutreten. Drohungen und Drangsale beugten den stolzen Sinn des Avaren ebensowenig, hartnäckig bestand dieser darauf, Theodorich solle ihn in seine Heimath entlassen. Als ihm diess zuletzt gewährt wurde, schwamm er mit seinem Rosse über die Donau; dann sprach er: »Jetzt bin ich durchaus im Besitze meines freien Willens. Da Deine Gewalt mich fürder nicht mehr erreichen kann, will ich zu Dir zurückkehren und unter Allen Dir der Treueste sein.« Theodorich überhäufte ihn mit grossen Gütern. Bei den vielen Kämpfen, die er gegen die Sueven und Vandalen zu bestehen hatte, erwies sich Xerses als der tapferste unter seinen Leibwächtern und gewann seine grösste Zuneigung.

Sieht man sich nach geschichtlichen Vorgängen um, welche den Hintergrund dieser Sagen haben bilden können, so wird man an Ereignisse der fränkischen Vorzeit gemahnt. Es drängt sich der Gedanke auf, dass Abenteuer, welche die volksthümliche Ueberlieferung von einem

fränkischen Theodorich berichteten, durch die irrige Auffassung gelehrter Kleriker auf den berühmten König der Ostgothen, der diesen Namen führte, übertragen wurden. Theodorich, der Ostgothe, hat in keinen Krieg gegen die Avaren verwickelt gewesen sein können. Meines Erachtens war die betreffende Sage ursprünglich an einen jener fränkischen Theodoriche geknüpft gewesen, welche, wie noch gegen Ende des IX. Jahrh. der *poëta Saxo* (C. V, 17) meldet, durch volkstümliche Lieder verherrlicht wurden. Diese Vermuthung wird keineswegs als eine gewagte, aus der Luft gegriffene, erscheinen, wenn man, absehend von der Verwirrung, die in Betreff der Namen von Personen und Landschaften vorwaltet, das von der Sage Erzählte mit den glaubwürdig bezeugten Ereignissen der ältern Geschichte der Franken zusammenhalten will. Die echten geschichtlichen Quellen belehren uns, dass von Kaiser Justinian den von der Mäotis und dem kaspischen Meere in das oströmische Reich eindringenden Avaren Nieder-Pannonien zur Ansiedelung und jährliche Gelder überwiesen wurden, dass Justinians Nachfolger, Justinus II., die Forderungen der Eindringlinge, die zugestanden zu erhöhen, zurückwies; dass einem kräftigen Widerstande beugend, diese sich bestimmten, gegen die Franken sich zu wenden, ihre Zelte im Osten der Elbe aufzuschlagen, von wo aus sie dann Einfälle in Thüringen unternahmen (um 562). Der austrasische König Siegebert wurde gezwungen, das Schwert gegen sie zu schwingen, schlug sie in die Flucht, schloss aber nach seinem Siege einen Frieden mit ihnen ab¹⁾. Bei einem abermaligen Kriege unterlag Siegebert mit seinem Heere, wurde von den Avaren umzingelt und in Gefangenschaft gehalten, bis es dem gewandten Manne gelang, die Gegner, welche durch seine Tapferkeit zu bezwingen er nicht vermocht hatte, durch seine Kunst, die Gemüther zu leiten, sich unterthan zu machen. Er gab dem Khan der Avaren Geschenke und schloss einen Vertrag mit ihm dahin ab, dass während ihrer Lebenstage Keiner gegen den Andern einen weitem Krieg beginnen solle. »Mit Recht,« sagt Gregor von Tours, »ward diess Verfahren ihm mehr zum Lobe, als zu irgend einem Tadel angerechnet.« Man wird von selbst darauf geführt, in dem Theodorich der von Fredegar aufgezeichneten Sage den Siegebert der Geschichte, in dem Xerses den Khan der Avaren zu vermuthen. Ein strenger Parallelismus zwischen dem nüchternen Hergang der Geschichte und dem Wolkenfluge der Sage fand hier so

1) Paul. Diac. II, 10. Greg. Tur. IV, 23.

wenig wie in andern Fällen statt. Das von der Geschichte gegebene Material wurde im Munde des Volkes zur Verherrlichung der Stammgenossen, der Franken, umgedeutet; Siegebert wurde nicht als der Besiegte, gefangen Gehaltene, der Khan wurde als der in der Haft gehaltene Avare gedacht, dessen Wildheit von der Geistesgewandtheit des Frankenkönigs gebändigt, der schliesslich nicht zum Bundesgenossen, sondern zum Vasallen desselben wurde.

Der Schauplatz der berührten Begebenheiten ist von Thüringen, wo die Kämpfe zwischen Siegebert und den Avaren stattfanden, nach Pannonien, an das Donau-Ufer verlegt, wohin erst von den aus dem letzten Lande abziehenden Longobarden veranlasst, die Avaren sich hinwandten, von wo aus sie zur Zeit der Brunhilde Raubzüge in das Gebiet der Franken ausführten ¹⁾.

Den in der von Fredegar aufgezeichneten Sage vorkommenden Avaren Xerses soll Walafrid, der den Theodorich, welcher mit ihm kämpfte und ihn dann in sein Gefolge aufnahm, mit dem ostgothischen Könige dieses Namens verwechselte, gekannt und in seinem Gedichte besungen haben. Dieser Annahme wegen sollen in zwei Versen des Gedichtes ganz unnöthige, willkürliche Emendationen eintreten müssen. In der St. Galler Handschrift heisst es v. 30 ff.:

Tetricus-Italicis quondam regnator in oris
Multis ex opibus tantum sibi servat *auaruo*.

At secum infelix piceo spatiatu Auerno.

Auaruo ist freilich offenbar fehlerhaft; man sieht aber gleich ein, dass der Schreiber, wohl wegen Undeutlichkeit des ihm vorliegenden Originals, ungewiss war, ob er *auarus* oder *auaro* zu setzen habe. Beides konnte das Richtige sein. H. Grimm verlangt nun, es solle *Auarem* gelesen werden; denn der treue Avare Xerses sei gemeint, welchen Theodorich ex multis opibus (worunter die eigene Macht des Königs, oder die multae opes, mit denen Xerses beschenkt worden sei, verstanden werden könnten) sich als einzigen Begleiter in dem Grund der Hölle erwähnt habe. Wenn nun in v. 31 der Avare eingeschwärzt ist, so muss auch zur Herstellung eines vernünftigen Sinnes an den folgenden Worten geflickt werden. Die Aenderungen *ut* und *spatietur* ergeben sich, wie H. Grimm meint, von selbst.

Setzen wir nun den Fall, es sei die phantastische Vermengung der fränkischen und ostgothischen Erinnerungen, wie sie uns bei Fredegar

1) Paul. Diac. IV, 12.

entgegentritt, auch bereits zu Anfang des IX. Jahrh. verbreitet gewesen und von Walafrid adoptirt worden, — welche Ursache, muss man dann fragen, konnte diesen bestimmen, die uns allein durch den burgundischen Mönch bekannt gewordene Sage in ein Gedicht zu verweben, das offenbar darauf berechnet war, die Gunst Ludwig d. Fr., seiner Angehörigen und seiner Umgebung für den Verfasser zu gewinnen? In einer persönlichen Vorliebe des Walafrid für die heimische Sagenpoesie kann dieser Grund nicht gesucht werden; dass eine solche bei ihm vorhanden war, müsste zuerst nachgewiesen werden. Versuche man es, in sämmtlichen Werken desselben einen Anklang an volkstümliche Erinnerungen, irgend eine Benutzung der Sagenpoesie herauszufinden! Die Mühe wird eine vergebliche sein. Dass Ludwig d. Fr. gegen die Dichtungen des germanischen Alterthums, die sein grosser Vater mit Anerkennung gehegt hatte, eine entschiedene Abneigung an den Tag legte, ist eine bekannte Thatsache. In dem Kreise des der klassischen Gelehrsamkeit eifrig zugethanen Hofes der Judith verhielt man in Betreff der nationalen Erinnerungen sich wenigstens gleichgültig. Die Bearbeitung der Weltgeschichte, welche für die Erziehung des jungen Karl dem ruhig verständigen Frekulf übertragen worden war, zeigt die Richtung der damaligen Hofstudien, in welchen die Pflege der Sagenpoesie keinen Platz fand.

Wenn nun die Einführung des Avaren aus der von Fredegar niedergeschriebenen Erzählung in das Gedicht des Walafrid als ganz unbegründet anerkannt werden muss, so werden die künstlichen Hypothesen, die H. Grimm zur Rettung seiner Auffassung und seiner Emendations-Vorschläge weitläufig ausführt, von selbst werthlos. Ich glaube deshalb der Mühe überhoben zu sein, länger dabei zu verweilen.

Walafrid theilt noch unterschiedliche weitere Einzelheiten mit, welche er an der Statue wahrnahm. Das klare Verständniss derselben ist zum Theil keineswegs leicht. Eine Beschreibung des Denkmals zu liefern, lag der Absicht des Dichters durchaus ferne. Er hebt nur solche Details hervor, welche ihm Gelegenheit zu bieten scheinen, die Gedanken, die er Ludwig und seinem Hofe gegenüber aussprechen wollte, noch näher zu entwickeln.

Er wirft zu v. 52 ff. die Frage auf, wesshalb Theodorich an seiner rechten Seite eine Schelle trage, und gibt sich selbst die Antwort, diess thue der Nackte nur deshalb, um sich eines schwarzen Pelzes erfreuen zu dürfen. Diese dunkeln Verse habe ich in meinem früheren Aufsatz dadurch zu erklären versucht, dass ich darauf hinwies, dass

das Wort »nola« vorzugsweise die Kugel bedeutet, womit der Abt bei den klösterlichen Mahlzeiten das Zeichen zum Essen oder Vorlesen gibt. Theodorich, der unbekleidet Dargestellte, meinte ich, will sich nach dem Scherze des Walafrid den Anschein eines Abtes geben, um das Vorrecht, einen Pelz zu tragen, in Anspruch nehmen zu dürfen. Ich erinnerte daran, dass eine Bestimmung des unter Ludwig d. Fr. zu Aachen gehaltenen Concils den Klostergeistlichen in Gallien den Gebrauch von Pelzwerk in Ansehung des rauheren Klimas gestattet habe; nicht unwahrscheinlich, meinte ich, sei es, dass damals bereits, wie es in den folgenden Jahrhunderten der Fall war, ein aus kostbaren Fellen gefertigter Ueberwurf eine Auszeichnung geistlicher Würdenträger, namentlich der Aebte war. Ich bin weit davon entfernt, die damals gemachten Combinationen heute mit apodiktischer Zuversicht zu wiederholen, gestehe aber gerne ein, dass ich nicht im Falle bin, eine andere, einfachere und bessere Auslegung an die Stelle zu setzen. Unbekleidet, wenigstens zum Theile, war auch die berühmte Reiter-Statue des Kaisers Justinian, welche zu Constantinopel auf dem Platze »Augusteon« zwischen dem Palast-Thore, der Chalke, und der Sophien-Kirche aufgestellt war ¹⁾. Der Pelzmantel, die auszeichnende Tracht der gothischen Magnaten, womit wir auf den Reliefs der Theodosius-Säule die gothischen Heerführer bekleidet sehen, konnte auch über die Schultern des Theodorich geworfen sein, und dieser, wenn er auch ausserdem noch mangelhaft bekleidet war, erschien dann den Vorübergehenden als seine Blösse unter der Pracht des Fürstenmantels verhüllend.

Die nächste Frage ist die, welches der Gegenstand eigentlich war, welchen Walafrid an der rechten Seite des Reiters wahrnahm und mit einer Schelle vergleichen zu können glaubte. Die Schelle als eine den Kriegsmantel auf der rechten Schulter zusammenhaltende Fibula zu nehmen, was ich früher, aber mit unverheiltem Zweifel an dem eigenen Einfall in Vorschlag brachte, scheint mir heute ganz unstatthaft. Ich bin auf den Gedanken gekommen, den ich aber auch nur

1) Diese Reiter-Statue wird uns als eine »Achilleische« genannt, mit welchem Beiworte bereits Plinius also ausgeführte Standbilder kennzeichnete. Der Achilleus, welcher zur Bestimmung einer Oertlichkeit in der Nähe der Sophien-Kirche mehrmals in den Ceremonial-Büchern des Constantin Porphyrog. vorkommt, ist eben diese Statue, welche erst nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken zerstört wurde.

mit äusserster Behutsamkeit ausspreche, die Schelle sei dem Pferde angehängt gewesen, um nach einem weit verbreiteten Aberglauben durch ihren Schall bösen Zauber im Tummel des Kampfes zu entfernen, wie man auch zu diesem Behufe bei den römischen Circusspielen die Pferde mit Glocken zu behängen pflegte ¹⁾. Dass in den Zeiten der Völkerwanderung der Wahn Geltung hatte, durch bösen Zauber könne das Loos einer Schlacht entschieden werden, ersieht man aus mehreren Beispielen. Dem Paulus Diakon zufolge (II, 9) glaubte man, der Frankenkönig Siegebert habe durch Zauberkünste der Avaren im Kampfe unterliegen müssen. Bei dem ersten Einfall der Bulgaren in Illyrien gab man vor, der befehligende römische Tribun sei durch die von diesen angewendeten magischen Gebräuche und Lieder vollständig geschlagen worden ²⁾. War, wie es den Anschein hat, Theodorich dargestellt, wie er auf seinem Rosse sich in das Schlachtgewühl stürzte, so wäre es möglich, dass das schützende Amulett der Schelle von dem Künstler ebenfalls dargestellt war.

Die Erwiderung, welche auf die von Walafrid ausgesprochenen Worte Scintilla (der mit ihm im Zwiegespräche begriffene Geistes-Funke) gibt, habe ich dahin zu paraphrasiren gesucht, und zwar mit Hinweisung auf eine Bestimmung des im J. 826 zu Rom gehaltenen Concils,

1) Man s. Jahn, *Columb. d. Villa Pamphili*, S. 48. — *Fr. Cancellieri*, *Le due nuove campane di Campidoglio*, Roma 1806, p. 6. — Bei dem Dichter Alanus (Anti-Claudianus lib. IV, c. 2) spannt die Prudentia die Sinne als Rosse vor ihren Wagen. Das zweite Ross ist das Gehör. Von diesem heisst es:

A collo suspensa sonos crepitacula dulces

Reddunt, et multo perfundunt aëra cantu.

Ich führe diese Stelle eines dem spätern Mittelalter angehörigen Verfassers an, weil das Schellengeläute mit dem Worte »Gesang« bezeichnet wird.

Das Ross stellte übrigens zweifelsohne das Schlachtross des Theodorich dar, von welchem ein zu Ehren desselben von Cassiodor gesprochener Panegyrikus uns eine nähere Beschreibung liefert. Man s. das dritte der von Baudi di Vesme aus einer Turiner Handschrift veröffentlichten Fragmente mehrerer Panegyriken des genannten Verfassers.

2) Zonar. *Annal.* XIV. c. 3, p. 55 sq. Ed. Par. — In dem die Abstellung ihrer heidnischen Gebräuche betreffenden Schreiben, welches die Bulgaren an den Papst Nikolas I. richteten, war auch angeführt worden, dass sie vor einer Schlacht allerlei heidnische Zaubereien vorzunehmen gewohnt gewesen seien. Der Papst rieth ihnen, statt solche eitle Ceremonien zu verrichten, in den Kirchen zu beten, die Kerker zu erschliessen, die Sklaven und Kriegsgefangenen zu befreien und die Schwachen zu trösten.

wodurch vorgeschrieben worden war, dass hinfüro die den Klöstern vorzusetzenden Aebte die priesterliche Würde erlangt haben sollten. »Wenn Theodorich auch keine abtliche Würde sich anmasste, wenn er auch nicht sänge (wenn er auch keine Messe sänge), so könnte es ihm doch nicht an einem Pelze mangeln, nämlich an dem figürlich genommenen Pelz der Heuchelei, den er einmal über sich geworfen.« Walafrid denkt an die von den lateinischen Dichtern so häufig angezogene Fabel, welche den Fuchs den Balg des Löwen anziehen lässt¹⁾. Einen Pelz hat er, in figürlicher Redeweise, über sich geworfen, um die bösen Leidenschaften, die sein Gemüth erfüllen, vor dem einfachen, recht-schaffenen Volke zu verheimlichen. Unwürdige Schmeichelei (der Künstler) hat die Statue mit einem unwahren, täuschenden Prunke ausgestattet. Schmachbedeckte Menschen sind es, welche die Tyrannen mittelst solcher Auszeichnungen verherrlichen. Das Lob solcher Individuen, heisst es (v. 56), feiert mit dem höchsten Preise diejenigen, die aller Tugend entbehren. Sie loben sich nicht; sie beschimpfen sich gegenseitig. Man könnte sagen: »Ein Unbekleideter beschimpft den Nackten.« (Der Kessel schilt den Ofentopf.) Zieht man in Erwägung, dass Walafrid, wie so viele Stellen seines Gedichtes bezeugen, der Werke des Prudentius beständig eingedenk war, so kann es auch als eine zulässige Vermuthung erscheinen, dass nicht ein von den Schultern des Theodorich herabhängender Pelzmantel in den betreffenden Versen gemeint sein möge, sondern dass an eine über den Rücken des Pferdes ausgebreitete Löwenhaut zu denken sein werde. In der Psychomachie heisst es (v. 178 ff.) von dem personificirten Stolze:

Forte per effusas inflata Superbia turmas

Effreni volitabat equo, quem pelle leonis

Texerat, et validos villis ornaverat armos;

Quo se fulva iubis iactantius illa ferinis

Inferret tumido despectans agmina fastu.

Sei dem, wie ihm wolle; einen zwingenden Beweis für die eine oder die andre Erklärung kann ich nicht beibringen. Auch für den logischen Zusammenhang, in welchen ich die dunkle Wechselrede des Walafrid und der Scintilla bringen zu dürfen geglaubt habe, fehlt es mir an ferneren Stützpunkten.

1) Man s. z. B. *Horat.* Sat. II, 1, 62 sq. Epist. I, 16, 44 sq. Bei Persius Sat. V, 116 sq.) heisst es:

Pelliculam veterem retines, et fronte politus

Astutam vapidio servas sub pectore vulpem.

Eine bessere Belehrung werde ich mit allem Dank entgegennehmen. Die von H. Grimm gegebenen Ausdeutungen kann ich aber unmöglich für richtig halten. An eine später zu besprechende Stelle des Gedichtes, wo von einem »satelles niger« des Theodorich die Rede ist, habe ich die Vermuthung geknüpft, dem Reiter sei ein Fussgänger zur Seite gestellt gewesen. Dieselbe Vermuthung spricht auch H. Grimm aus, behauptet aber weiter: dieser Waffenträger sei eben jener Avare Xersés, der nach Grimms Deutung der Stelle des Walafried den Theodorich auf seinem Wandelgange durch den Höllenpfuhl begleitete. Auf diesen Waffenträger sei zu beziehen, was von der »nola« und von der »pellis« vorgebracht werde. Zu Anfang des Gedichtes des Walafried ist, wenn die Grammatik ihr Recht behaupten soll, offenbar von der Hauptfigur des Denkmals, dem auf seinem Rosse sitzenden Theodorich, die Rede. Warum anzunehmen sei, was in keiner Weise angedeutet ist, dass in den folgenden Versen auf die fragliche Nebenfigur übersprungen sein soll, lässt sich nicht errathen.

»Pellis« soll nicht mit Pelz, sondern mit Haut übersetzt werden; die schwarze Haut des Waffenträgers soll dadurch erklärt werden müssen, dass diese Figur nur aus unvergoldeter Bronze bestanden habe. Die aufgeworfene Frage, warum scheint der Nackte auf der rechten Seite eine nola zu tragen, will H. Grimm dahin beantwortet wissen: »Nackt nur desshalb,« glaube ich, »um sich dessen zu freuen, dass seine Haut schwarz ist.« Hören wir nun den unentbehrlichen Commentar zu diesem Sibyllinischen Spruche. Ausgegangen wird dabei von der Erklärung des Wortes nola. In Betreff dieses unbequemen Wortes werden zwei Deutungsversuche vorgelegt.

H. Grimm, weit ausholend, hebt hervor, dass nach den Angaben des Cassiodor ein ganzes Heer von Erzgiessern im Dienste des Königs Theodorich beschäftigt und dass diesen die staunenswerthen Werke der Vorzeit zur Nachahmung vorgehalten wurden. Da nun Prokopius berichtet, dass die von Statius besungene Reiter-Statue des Kaisers Domitian noch zu Rom vorhanden war, so findet der Gelehrte es selbstverständlich, dass bei der Ausführung des ostgothischen Kunstwerkes der Koloss des Domitian Beachtung gefunden habe. Es habe nichts Gewagtes, meint er, aus der von Statius gelieferten Beschreibung herauszulesen, eine bildliche Darstellung des Rheinstromes sei unter den Hufen des Rosses ausgeführt gewesen; das aus der Urne des personificirten Stroms fließende Wasser habe die Oberfläche des Bodens gebildet, auf welchem das Pferd dahinschritt. Man dürfe vielleicht weiter

gehen, in dem schwarzen Gesellen neben Theodorich die Personification eines Flusses oder einer Provinz mit einer Urne neben sich zu denken, aus welcher Wasser strömte. »Diese Urne könnte die nola des Walafrid sein, der vielleicht das Gefäß nicht verstand und mit einer Glocke verglich.«

Da S. 21 tadelnd hervorgehoben wird, dass ich die Reiter-Statue Domitians unerwähnt gelassen habe, so will ich beiläufig bemerken, dass diese Unterlassungssünde eine ganz freiwillige war. Ich bin nämlich der Meinung, dass zur Zeit, wo die Statue des Theodorich gegossen wurde, das Denkmal des Domitian gar nicht mehr vorhanden und dass dieses dem Walafrid aus der Beschreibung des römischen Dichters nicht bekannt war. Die altrömischen Quellen berichten, dass gleich nach der Ermordung Domitians auf Befehl des Senates die Büsten und Bildnisse desselben von ihren Postamenten herabgestürzt und zertrümmert wurden, dass durch einen förmlichen Beschluss bestimmt wurde, überall sollten die den Domitian erwähnenden Inschriften ausgekratzt, sein ganzes Andenken vertilgt werden¹⁾. Was Prokopius von dem Erz-bilde des Domitian, dem einzigen, das im Umkreise der römischen Herrschaft erhalten geblieben sei, berichtet, beweist an und für sich augenscheinlich, dass dabei keineswegs an die fragliche Reiter-Statue zu denken ist. Das Bild, von dem in der *historia arcana* cap. VIII geredet wird, sollte von der Gattin Domitians nach dessen Ermordung auf Vergünstigung des Senates bei dem Clivus Capitolinus »rechts, wenn man vom Forum kömmt,« errichtet gewesen sein. Nur von einem ganz untergeordneten Bildwerke kann Prokopius gesprochen haben; vielleicht — da die Anekdote ganz unglaubwürdig scheint, — war es zum Andenken an die glückliche Flucht des Domitian aus dem Capitol gestiftet worden, wodurch er der Wuth der stürmenden Vitellianer entkam, als das Capitol selbst in Flammen aufging. Die colossale Reiter-Statue war, wie das Gedicht des Statius bezeugt, an einer ganz andern Stelle, beim lacus Curtius, aufgestellt worden²⁾. Die »Silvae« des Statius, welche die Beschreibung enthalten, waren zur Zeit des Walafrid nicht einmal bekannt. Wenn der letztere (v. 135) ausruft: Der Koloss zu Rom müsse zurückstehen hinter dem Bildwerke, das die Hofburg der Franken schmücke, so denkt er, wie ich jetzt einsehe, dabei an das von Zenodorus gefertigte Standbild des

1) *Suet.* Dom. 23. — *Dio*, LXVIII, 1. — *Plin.* Paneg. 52.

2) Man s. Becker, Handbuch der röm. Alterthümer. Bd. I. S. 358.

Nero, welches vorzugsweise »der Koloss« beigenannt wurde und welches unter dieser Bezeichnung Aldhelm zur Vergleichung mit der Statue, die Nebukadnezar aufführen liess, herbeizieht¹⁾.

»Halten wir nun fest,« sagt H. Grimm, »wie es sich aus v. 140 ergibt [das ergibt sich aber keineswegs], dass »canere« als Gesang zur Leyer aufzufassen sei, und nehmen wir das Uebrige hinzu, so stellt sich heraus, als in Verbindung mit Theodorich dargestellt, »eine unvergoldete, nackte Gestalt mit fliessender Urne und mit einer Leyer, zu der sie singt.« H. Grimm, selbst unbefriedigt von den kühnen, sich überstürzenden Hypothesen, findet indessen dabei bedenkliche Seiten. Da die Worte der Scintilla der Art lauten, als müsse die nola vielleicht ein musikalisches Instrument sein, so passe, meint er, Glocke besser als Urne; es käme auf den Beweis an, dass zu Walafrids Zeit, wofür indess nicht das Mindeste sich vorfinde, zur Glocke gesungen worden sei. Desshalb bleibe kaum noch etwas Anderes anzunehmen übrig, als dass Walafrid nola weder gemeint noch geschrieben habe, und desshalb soll dann statt nola das Wort »rota,« die fränkische Leyer, in den Text gebracht werden. Da H. Grimm auch die Worte *dextra de parte*, weil unbequem, verdächtig findet, so müssen auch diese beseitigt werden; der Handschrift zum Trotz soll gelesen werden:

Cur dextra, deprome, rotam pulsare videtur?

Durch diese Emendationen wird die Auffassung gerechtfertigt, welche H. Grimm von der Gruppe sich gebildet hat: Xerses, der Avare, bewahrt dem Theodorich auch in der Unterwelt die Treue und verkündet, die Leyer schlagend, sein Lob. Solcher phantastischen Willkür gegenüber muss jede besonnene Forschung verstummen.

Folgen wir ruhig dem Fortgange des Gedichtes, wir werden nur die consequente Durchführung der Gedanken finden, welche den Walafrid zur Abfassung bestimmt haben.

Scintilla, aufgefordert zu verkünden, was sie noch weiter Bemerkenswerthes an der Statue wahrnehme, sagt, der Geiz prange mit dem Schmuck vergoldeter Gliedmassen; sie erklärt also den Theodorich selbst als eine Verkörperung der Habsucht. Die Gewaltthätigkeit desselben sei angezeigt durch die Waffen, *spicula*, die demselben bei-

1) De laudibus virginitatis. Cap. 20. »Enorme Chaldaici regnatoris simulacrum; quod *Colossi* sublimitatem centenis ac septem pedibus (nach der Angabe des h. Hieronymus) in alto porrectam proceritate vincebat.«

gegeben seien. Den Ausdruck *spicula* habe ich auf die Lanze bezogen, welche nach dem Zeugnisse des Agnellus von Theodorich geschwungen wurde. Lucan, dessen »Pharsalia« das ganze Mittelalter hindurch mit grosser Vorliebe gelesen wurde, und der, beiläufig gesagt, durch die Tendenz seines Gedichtes einen Einfluss ausgeübt hat, der bei Weitem noch nicht gehörig gewürdigt worden ist, sagt von Cäsar, der während der entscheidenden Schlacht den Muth seiner Truppen sogar gewaltsam anzuspornen bemüht ist (VII, v. 576 sqq.):

Promovet ipse acies: impellit terga suorum:

Verbere conversae cessantes excitat hastae.

Bei dem spätern Dichter Corippus¹⁾, der einen Kampf der Römer gegen die Mauren beschreibt, wird offenbar die angegebene Stelle des Lucanus nachgeahmt. Es heisst:

Ilicet omnis eques campo decurrit aperto:

Nam cunctos civilis amor pulsabat et ardor,

Ductorisque metus compellit terga suorum;

Voce verendus agens inter [l. inertes] pulsat et hasta

Quos cessare videt.

Die Verse des Walafried 61 f. lauten:

Spicula fert, quae saepe latus pulsare pigrescens

Sufficiant solitisque accendant corda rapinis.

Die rohe Behandlung der zum Kriegsdienste gezwungenen Klosterleute hat den Dichter veranlasst, dieses Detail hervorzuheben und für seinen Zweck auszubeuten. Wenn derselbe sich des Ausdruckes »*spicula*« statt »*cuspis*«²⁾ bedient, so war es wohl die Anforderung des Versmasses, welche dazu den Anlass gab. Der Autorität des Augenzeugen Agnellus wegen kann ich nur an eine von dem rechten Arme des Theodorich geschwungene Lanze denken. Nach H. Grimm wäre ein an der linken Seite herabhängender, mit Pfeilen gefüllter Köcher zu unterstellen. Einfacher ist gewiss die Vorstellung, dass Theodorich mit dem geschwungenen Speere seine Krieger zu Muth und Beutesucht anzutreiben scheint, als dass er dazu Pfeile aus seinem Köcher hervorholt. Nicht Bogen und Pfeile, womit der Feind aus der Ferne erreicht wird, sondern der Speer, womit der unerschrockene Held sich in das Handgemenge stürzt, scheint zur Verherrlichung desselben die angemessene Waffe. Dass an den Portal-Sculpturen der Kirche des

1) Iohann. II, 241 sqq.

2) *Cuspis avaritiae*, *Prudent*, *Psychomach.* v. 508.

h. Zeno zu Verona, welche dem Anfang des XII. Jahrh. angehören, Theodorich, als der wilde Jäger der mittelalterlichen Sage gedacht, einen gefüllten Köcher auf dem Rücken tragend abgebildet ist, kann zur Begründung der berührten Hypothese nicht angeführt werden, da diese Compositionen theils aus Volksmärchen, theils aus gelehrten symbolischen Auffassungen des spätern Mittelalters hervorgegangen sind, von welchen der Künstler, der die Statue des Theodorich zu Ravenna oder zu Rom ausführte, auch keine Ahnung haben konnte.

Sodann erwähnt Walafrid den bereits besprochenen »schwarzen Gesellen,« über dessen Darstellung jedoch durchaus nichts Näheres angegeben wird. Sehen wir uns unter den erhaltenen Bildwerken aus der spätern römischen Kaiserzeit um, welche zur Vergleichung herbeigezogen werden könnten, so tritt uns ein von Gori ¹⁾ publicirtes Elfenbein-Relief in Erinnerung, auf welchem wir neben einem über die allegorische Figur der Erde zu Ross dahinspringenden Kaiser einen zu ihm emporblickenden Barbaren wahrnehmen, welcher den friedlich zur Erde gesenkten Speer des Reiters mit der Linken anfasst und die Rechte emporhebt, sei es, um Gnade zu erflehen oder um Bewunderung auszudrücken. Die Kleidung, Hosen und Kopfbedeckung, bezeichnen deutlich einen Barbaren. Wenn die Vergleichung des Denkmals des Theodorich mit der Darstellung dieses Relief-Bildes überhaupt zulässig ist, so darf gefragt werden, ob wir in der Figur des Königs nicht sowohl den Eroberer als — und zwar der Ansicht gemäss, die er als König in Italien geltend zu machen bemüht war, — den Erretter und den Schirmherrn des Landes uns vorzustellen haben. Der Herrscher erhält nach dem Siege Begnadigung und verpflichtet sich, Ordnung und Gesetzmässigkeit fürder einzuhalten. So würde für die Gruppe eine Bedeutung gewonnen, welche ganz in Einklang stände mit den Bestrebungen zur Gewinnung der Sympathien seiner Unterthanen, welche in der letzten Zeit seiner Regierung Theodorich eifrig, aber vergeblich zu erlangen bemüht war. Es würde die Gruppe den Inhalt des von Agnellus beschriebenen Mosaik-Bildes ergänzen, welches zu Ravenna über dem Hauptthore des Palastes angebracht war. Dort sah man den Theodorich mit einem Panzer bekleidet, in der linken Hand den Schild, in der rechten den Speer haltend. Auf der Seite des Schildes stand neben dem Könige (durch ihn gesichert und geschirmt) Roma, die Unbesiegte, mit Helm und Lanze prangend, auf der andern Seite (wehrlos und

1) Thesaurus veterum Diptychorum. Florent. 1759. T. II, p. 163.

noch von dem barbarischen Söldnerheere des Odoaker unterdrückt) Ravenna, mit einem Fusse den Boden betretend, den andern über dem Meere haltend, welche (hülfflehend) dem Könige entgegen eilen zu wollen schien. Dieses Mosaik-Gemälde gehört, meines Erachtens, zu denjenigen, womit Theodorichs Tochter, Amalasintha, — wie wir diess durch das Fragment eines von Cassiodor gesprochenen Panegyrikus erfahren ¹⁾, — den Palast ihres glorreichen Vaters ausschmückte. Denkbar ist es auch, dass von Amalasintha die Reiter-Statue errichtet wurde, welche, nach der eben vorgeschlagenen Deutung, der Bevölkerung die Wohlthaten ins Gedächtniss zurückrufen sollte, welche sie der Uebersiedelung ihres Vaters nach Italien zu danken hatte. Dem Walafrid lag die Frage über die ursprüngliche Bedeutung des Denkmals ganz fern. Er sucht nur das Gehässige hervorzuheben, welches er in der tyrannischen Gemüthsart des ostgothischen Königs begründet glaubt. Von dem schwarzen Gesellen desselben spricht er nur, um eine allegorische Deutung an ihn zu knüpfen, die zu seinen übrigen spitzfindigen, aber grundlosen Interpretationen passt. Angezeigt soll werden, dass das Laster der Hoffart (das an Theodorich auf seinem prächtig aufgeputzten Rosse vorgeführt werde) den Einen aufblähe, während der Andere durch die von dem schwarzen Gesellen repräsentirte Armuth bis ins Mark versengt werde. Diese Ausdeutung lässt uns eher vermuthen, dass der satelles als eine ärmliche Figur erschien und nicht etwa einen Leyer spielenden Kampfgenossen des Königs dargestellt habe.

Nach den beiden Versen, welche der Nebenfigur gewidmet sind, gehen die Bemerkungen der Scintilla weiter mit den Worten v. 67:

quam subter labuntur aquae.

Das Relativum *quam* kann, wie sich aus dem Folgenden ergibt, sich nur auf die luxuries des Reichen beziehen, dessen Schätze nicht von Dauer sind, vielmehr wie Wasser dahinströmen. Hingewiesen wird auf die Sentenz des Dichters Horatius, dass der Geizige immer darbt ²⁾. Auffallend ist die Einführung der aquae gewiss; ich legte mir die

1) Fragm. VII. p. 26.

2) *Horat. Epist. I, 2, 56.* — Nicht unmittelbar aus Horatius hat Walafrid das Citat genommen, sondern aus dem Commentar des h. Hieronymus zu dem *Pred. Sal. 5, IX.* »*Qui diligit argentum, non implebitur argento, et qui diligit divitias, non fruetur eis.*« Avarus — describitur, quod numquam opibus expleatur, et quanto plus habuerit, tanto plus cupiat, Flacci quoque super hoc concordante sententia, qui ait: »Semper avarus eget.«

Frage vor, ob Walfried auf die Darstellung von fließendem Wasser bei der Statue selbst hingewiesen habe, und diese glaubte ich bejahend beantworten zu dürfen. Ich sprach die Vermuthung aus, die Füße des Rosses hätten auf einem ehernen, mit Bildwerk verzierten Sockel gestanden, an welchem der Künstler entweder die Wellen eines fortströmenden Flusses abgebildet hatte, oder auf welchem die allegorische Figur eines Flussgottes erhöht war, der seinen Quell in bekannter Weise aus einer Urne ergoss. Die Wasser oder der Fluss können, so vermuthete ich weiter, keine andern gewesen sein, als die des Flusses Sontius (Isonzo). »Bei diesem,« sagte ich, »hatte Odoaker, als der wider ihn anziehende Ostgothenkönig die julischen Alpen überstiegen hatte, seine ganze Heeresmacht zusammen gezogen, um dem Gegner den Eintritt in Italien zu verwehren. Hier kam es zu einer blutigen Schlacht. Theodorich erzwang den Uebergang und drang in Italien vorwärts; Verona öffnete ihm die Thore; Rom verschloss die seinigen dem fliehenden Odoaker. Die Uebergabe von Ravenna nach dreijähriger Belagerung machte dem Kriege ein Ende; allein Theodorich rechnete den Tag seiner über Italien erlangten Herrschaft eben so wenig von diesem Ereignisse, wie von einer von dem byzantinischen Kaiser erhaltenen Verleihung oder Bestätigung an, sondern von der Entscheidung an den Ufern des Sontius¹⁾. Ueberblicken wir diese Vorgänge, so macht das unter den Hufen des Rosses angedeutete Wasser uns Absicht und Inhalt des Kunstwerkes offenbar. Theodorich sprengt über den Grenzfluss und nimmt, seinen Speer auf den Boden Italiens schleudernd, von diesem Lande Besitz. In Verbindung mit dem gegenüber befindlichen Mosaikgemälde brachte die Statue den Zeitgenossen alle Hauptmomente des Kampfes um die Herrschaft in Italien in Erinnerung. Der Gedanke, der von dieser insbesondere ausgesprochen wurde, rechtfertigte die Aufstellung derselben an dem Platze, den sie einnahm, vollkommen. Das colossale Bild bezeugte die ruhmvolle Begründung der Thronansprüche Theodorichs; sie rief den Gothen die erfolgreichste Heldenthat ihres angestammten Königs ins Gedächtniss und stärkte das Bewusstsein ihrer eigenen Macht; den Uebellwollenden verkündete sie deutlich die Warnung, dass der Arm, der

1) Dass der Grund zu den weitern Erfolgen des Theodorich im Kriege gegen den Odoaker und zu seiner Herrschaft über Italien durch den Sieg am Sontius gelegt wurde, wird auch von dem Bischofe Ennodius in seiner Lobrede auf den Ostgothenkönig (cap. VIII) hervorgehoben.

das Land erkämpft, auch stark genug sei, es zu schirmen und zu behaupten.«

Mit der Bestimmtheit, mit welcher ich diese Hypothese vor so vielen Jahren ausgesprochen habe, möchte ich sie heute nicht wiederholen, weil die spätern Erwägungen mich darauf geführt haben, dass die Statue keineswegs nothwendig auf die gewaltsame Besitzergreifung Italiens hingewiesen haben kann, sondern dass die Milde des Herrschers, der durch ihn begründete Zustand der Sicherheit, dessen sich das Land erfreute, durch diess Denkmal hat gefeiert werden können. Auch die Reiter-Statue, welche Kaiser Zeno bei dem Senatsgebäude zu Constantinopel errichten liess, und die möglicherweise der Ravennatischen als Muster gedient hat, kann den Helden nur als einen dem römischen Reiche wohlwollenden Schirmherrn oder Vorkämpfer aufgefasst haben. Dass der Speer von der Hand des Theodorich gewaltsam geschleudert wurde, geht ebensowenig aus den Worten des Walafrid, wie aus denen des Agnellus hervor. Auf den Basreliefs der Theodosius-Säule zu Constantinopel sah man mitten in dem Aufzuge der gefangenen Gothen drei gothische Heerführer, zweifelsohne römische Bundesgenossen, zu Ross, von welchen der erste in friedlicher Weise einen Speer emporhielt. Der Annahme einer von Walafrid berücksichtigten Verzierung der Basis scheint der Umstand zu widersprechen, dass der Basis selbst in dem Gedichte erst Erwähnung geschieht, nachdem eine weitere Eigenthümlichkeit, die an dem Rosse bemerkt wurde, hervorgehoben worden ist. Diess ist die Abwesenheit des Zügels, wobei es keiner weitem Ausführung bedürfte, weil der Leser von selbst an die Zügellosigkeit der tyrannischen Leidenschaften erinnert würde. In Bezug auf die Basis heisst es dann, das Ross sprengte daher über Steine, Blei und leeres Erz. Die Steine weisen offenbar auf den Unterbau der Statue; mit dem Blei sind die Klammern gemeint, welche diese auf ihrem Sockel festhalten; das Erz ist von dem hohlen Material zu verstehen, aus welchem das Ross gebildet ist, aus dessen Maul und weiten Nüstern, wie Agnellus meldet, Vögel aufflogen, die in dem Innern nisteten. Die Steine sollen, dem Walafrid zufolge, hinweisen auf das harte Gemüth, das Blei auf das träge Herz, das hohle Metall auf den leeren Geist des Reiters. Auf diese wunderliche Deutung wurde Walafrid durch den Commentar des Papstes Gregor I. zum Buche Job (zu XXIX, 24) geführt, worin es heisst: »Recte — per plumbi laminam eos accipimus, quos *avaritiae* pondus gravat, quibus per in-crepantem Prophetam dicitur: *Filii hominum, usque quo graves corde*

(ps. 4, 3)? Per plumbum namque, cuius natura gravis est ponderis, *peccatum avaritiae* specialiter designatur, quod mentem, quam infecerit, ita gravem reddit, ut appetenda [l. *ad* appetenda] sublimia attolli nequaquam possit.« Immer ist es das Laster des Geizes, das die Gedanken des Walafrid gefesselt hält und gegen welches er auf jede Weise losziehen zu müssen glaubt.

Mit einer heftigen Apostrophe wendet sich Walafrid, nachdem er mit seinen spitzfindigen Ausdeutungen zu Ende gekommen, direct an den Theodorich; dieser solle Rede stehen, ob es ihm nicht genüge, den ganzen Erdkreis mit Krieg und mit Mord der Mächtigen überzogen zu haben; warum er noch jetzt sein verruchtes Antlitz der herrlichen Pfalz und den Christus verehrenden Heerden zugewandt habe? Diese Expectoration gibt eine nähere Andeutung über den Platz, welchen das Denkmal einnahm. Vorher ist gesagt worden, es befinde sich in der Nähe eines viel begangenen Weges; jetzt vernehmen wir weiter, dass vor demselben der Palast und die Wohnräume einer frommen Bevölkerung, muthmasslich der Geistlichen, sich ausbreiteten. Eine andere Stelle, wozu diese Angaben passen, ist wohl nicht zu ermitteln, als diejenige, welche an der westlichen Seite des Palastes, von der Heerstrasse durchschnitten, zwischen dem von den kaiserlichen Wohngebäuden eingenommenen Markthügel und dem südwärts in der Tiefe gelegenen Münster sich ausbreitete, in dessen Nähe, zum Theil wenigstens, die der Geistlichkeit zugewiesenen Gebäulichkeiten angenommen werden müssen. Wir werden also hingewiesen auf den heutigen »Klosterplatz« (den früheren »Münstermarkt«), und gerade hier wird uns von dem Aachener Geschichtschreiber K. Franz Meyer das Vorhandensein eines Denkmals der Vorzeit bezeugt, das erst in dem J. 1356 zerstört worden sein soll ¹⁾. Meyer will selbst noch Fragmente der Inschrift gesehen haben, die er aber nicht zu deuten vermochte. Welches Gewicht auf diese Notiz zu legen ist, weiss ich nicht zu bestimmen. Bemerkenswerth dürfte es sein, dass eben an der Stelle, welche von Meyer bezeichnet wird, sich noch unter der französischen Herrschaft »über dem Reservoir des Bauwassers, aus welchem die Häuser auf diesem Platze ihr Wasser erhalten, ein gothisches Thürmchen (befand), welches zugleich zum Pranger diente, zur Bestrafung der auf der Immunität (des Münsterstiftes) begangenen Verbrechen« ²⁾.

1) Aachen'sche Geschichten, S. 114.

2) Chr. Quix, historisch-topographische Beschreibung der Stadt Aachen und ihrer Umgebungen. Köln und Aachen, 1829, S. 42.

Vielleicht war an dieser Stelle zur Karolingischen Zeit ein Brunnen befindlich. In Erinnerung kömmt uns in einer Papstgeschichte¹⁾ von Clemens III., dass er bei der ehernen Constantins- (oder Antonins-) Statue einen grossen und schönen Brunnen errichten liess. Der Papst wiederholte vielleicht eine frühere Anlage. Liesse es sich nun nachweisen, dass der vermuthete Brunnen zu Aachen in ein hohes Alterthum hinaufgereicht habe, so würde sich die oben besprochene Stelle unseres Gedichtes, unterhalb der Statue fiesse Wasser dahin, einfach in der Weise erklären lassen, dass die Statue einen benachbarten Brunnen überragt habe. Springbrunnen in der Nähe antiker Paläste, in Rom z. B. angelegt, können nachgewiesen werden.

Bevor es dem Theodorich — dem Geize — gelingen möge, mit seinen Waffen die frommen Herzen zu verunreinigen, werde das Erzbild die drei Füsse, worauf es stehe, vom Boden losmachen, sich in die Luft aufschwingen und unter den fliegenden Schwänen erblickt werden. Den bösen Willen verrathe das Bild, das schon einen Fuss mit vergeblicher Anstrengung gegen die »besten Rathschläge« erhoben habe. Um diese dunkle Stelle zu verstehen, muss man auf den alt-christlichen Dichter Prudentius zurückgehen, von dessen Versen das Gedächtniss des Walafrid erfüllt war und den er bei seinem Ankämpfen gegen das Laster des Geizes besonders benützt hat. Der Geiz, welchen die »Psychomachie« von v. 455 an einführt, wird der Besieger des Erdkreises genannt; ihm unterliegen Hunderttausende von Menschen, denen er in verschiedener Weise nachstellt; — dem Unvorsichtigen stösst er meuchlings die Waffe in die Brust. Kein Laster der Erde ist gewaltsamer; keines stürzt die Völker in so grosses Verderbniss und verdammt sie zur Hölle; selbst die Priester des Herrn wagt er in Versuchung zu bringen. Diess nun, meint Walafrid, soll dem verkörperten Geize, dem Theodorich, nicht gelingen; wenn er auch schon einen Anlauf gegen die »besten Rathschläge« d. h. gegen die Beschlüsse der Rathversammlung genommen habe. Walafrid hat, wie ich nicht zweifle, die Entscheidungen des Reichstages im Auge, welchen Ludwig sich bemüssigt gesehen hatte, kurz bevor Walafrid sein Gedicht schrieb, im Dezember des J. 828 in Aachen zu versammeln, auf dem die gewaltige Stimme seines Verwandten, des Abtes Wala, die Beschwerden der von der regierenden Partei geknechteten Kirche, die willkürliche Verwendung des Kirchengutes, die Verleihungen der Klöster an Laien,

V. 78

1) Scriptt. rer. Ital. T. IX. p. 178.

die Besetzung der Bisthümer und Abteien mit Günstlingen des Hofes, dem Kaiser auf das Eindringlichste zum Vorwurfe gemacht hatte. Die Berufung von vier Synoden zur Abstellung der verderblichen Missstände, die vom Kaiser zugestanden wurde, war schwerlich erfolgt, ohne dass von Seiten vieler betheiligter Grossen ein Widerspruch dagegen erhoben worden wäre, und auf diesen Widerstand beziehe ich die von Walafrid gemachte Andeutung. Solche vergebliche Versuche, die Grossen des Reiches für eine tyrannische, räuberische Verwaltung zu gewinnen, waren auch schon von Theodorich gemacht worden; so oft er diess that, trat ihm aber der Riegel entgegen, welchen der Tod vorschob, oder die vorsichtige Haltung des römischen Senates. Der Widerstand des Senates gegen die Raubsucht des Theodorich und seiner Genossen wird in dem angezogenen Werke des Boëthius erzählt. Das wüthende Verfahren, zu welchem Theodorich sich aus leidenschaftlichem Hasse hatte hinreissen lassen, wurde durch den plötzlichen Tod, der ihn hinraffte, gehemmt¹⁾. »Möge niemals,« so schliesst Walafrid seine Rede, »der Scepter weggenommen werden von diesem Geschlechte (den Edeln des Franken-Volkes), bis leuchtend in feuer-speiender Wolke der Herr erscheinen wird.« Die Worte quorum de semine knüpfen an das vorhergehende Wort patrum an, unter welchen nach dem Zusammenhange die Väter, die Senatoren des alten Roms, zu verstehen sind, welche der gothischen Raubgier Widerstand leisteten. Wenn nun das Reich der Franken als die Fortsetzung des christlich-römischen Reichs gedacht wird (und diess ist z. B. aus dem Cyklus der Wandgemälde in der Ingelheimer Pfalz Ludwig d. Fr. zu entnehmen), so ist folgerichtig die fränkische Reichsversammlung nur der in neuen Generationen fortlebende Senat des alten Roms. Die Römer also, wie ihre Nachfolger, die Franken, sind geweihsagt unter dem Bilde des Stammes Juda, von welchem bei dem prophetischen Segen, den Jakob seinen Söhnen ertheilt²⁾, verkündet wird: »Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen, bis der Held kömmt.« Der Held ist kein anderer wie Christus, der am Ende der Tage, wo die Welt in Feuer aufgehen wird, in den Wolken mit grosser Kraft und Herrlichkeit erscheint³⁾. Bis dahin soll auch

1) M. s. die von Massmann in den Anmerkungen zu der von ihm herausgegebenen »Kaiser-Chronik,« Bd. III. S. 947 gesammelten Stellen.

2) Gen. XLIX, 15.

3) Matth. XXIV, 30.

nach der allgemein angenommenen Deutung eines Ausspruches des Apostels Paulus das römische Reich fort dauern ¹⁾. Allein bei der Combination dieser Bibelstellen und bei der daraus gezogenen Consequenz weicht Walafried von der üblichen Exegese aller seiner Vorgänger, sowie von seinen Zeitgenossen (Hieronymus, Augustinus, Rufinus, Leo I., Isidor, Alkuin, Angelom, Rhabanus Maurus) in merkwürdiger Weise ab. Die Verheissung Jakobs in Betreff des Stammes Juda wird nämlich auf das erste Erscheinen des Heilandes auf Erden bezogen, zu welcher Zeit die Herrschaft dem Stamme Juda genommen und auf Fremdlinge übertragen werden solle. Wenn Walafried sagt, möge das Scepter (der Weltmonarchie) dem Geschlechte der fränkischen Grossen (und unter diesen hat er vornehmlich das Geschlecht der Karolinger im Auge) nicht abhanden kommen, bis in der Flammenwolke der Herr zum Gerichte erscheinen werde, so bezieht er offenbar die fragliche Verheissung auf die zweite Ankunft Christi und setzt voraus, dass die fränkisch-römische Herrschaft bis zum Ende der Welt fort dauern werde. Die Auffassung des Walafried kann veranlasst worden sein durch den Aufsatz des Alkuin über die Segnung des Patriarchen Jakob, welchen dieser aus den Werken des h. Augustin und des h. Hieronymus zusammengestoppelt hat. In der Einleitung wirft Alkuin die Frage auf, ob die Verheissungen in einem historischen oder allegorischen Sinne zu nehmen seien, und antwortet, beide Erklärungen müssten festgehalten werden; der geschichtliche Sinn gehe auf die Vertheilung des h. Landes; der allegorische auf Christus und die Kirche und werde in den jüngsten Tagen sich erfüllen. — Dass bis zum Ende der Welt nur noch eine kurze Frist zu verlaufen habe, ist eine Annahme, welche in der ersten Hälfte des IX. Jahrh. wir oftmals ausgesprochen finden ²⁾. Walafried wünscht also, dass der von dem fränkischen Reichs-Senate der Kirche verliehene Schutz sich beständig wirksam erweisen möge, wie es in der Gegenwart der Fall war, bis zum Ende der Zeiten. Ganz anders ist die Stelle aufgefasst worden in der Abhandlung des H. Grimm und zwar ohne Berücksichtigung der

1) Ep. II ad Thessal. II, 3.

2) Man vgl. die Schrift Alkuins gegen Felix von Urgelif, — die Anschuldigung der spanischen Bischöfe gegen den Priester Beatus in dem an ihre gallischen Amtsgenossen gerichteten Sendschreiben, — ein Gedicht des Theodulph (carm. VII. 14), — weiter eine Stelle des Kanonikers Agnellus in seinem Pontificalbuche von Ravenna (cap. XXV. 2).

biblischen Stellen, auf welche die Worte des Dichters sich mehrmals zurückbeziehen. Mit freisinnigem Muthe, so meint er (S. 37), habe Karl d. G. das fragliche Denkmal der antiken Kunst von Ravenna nach Aachen bringen lassen. Die Engherzigkeit der unter Ludwig d. Fr. vorherrschenden mönchischen Richtung habe dasselbe dagegen als ein Götzenbild betrachtet, und nach dem Vorgange des h. Gallus, der bei Bekehrung der heidnischen Alemannen die Götzenbilder derselben vernichtete, die Zerstörung des Standbildes verlangt. Die Betheuerung Walafrieds, eher werde das eiserne Ross einem Schwane gleich durch die Luft fliegen, als dass Theodorich die Herzen der Frommen mit seiner Waffe verwunde, spreche, so heisst es, den eigentlichen Inhalt des Gedichtes aus. Dem Reiterbilde werde vorgeworfen, »zwischen Palast und Dom seinen Stand gefasst zu haben (als sei von Theodorich durch eigene dämonische Macht seine Aufstellung daselbst ins Werk gesetzt worden).« Der Christenheit werde Verderben geweihsagt, falls die Statue nicht wieder verschwinde. Ueber den satelles äussert H. Grimm die Muthmassung, er könne (einem Flussgott ähnlich gebildet) halb unter, halb vor den Füssen des Theodorich gelegen haben. Dieser Auffassung gemäss erscheine derselbe als das schwarze Verderben, welches sich dazwischen legt, wo Theodorich den Versuch macht, einen der Guten in sein Interesse zu ziehen. — Wenn später Walafrid, den Erz-Caplan Hilduin preisend, aussagt: »Nun und nimmermehr werde ein solcher Priester fluchwürdige Götzenbilder giessen,« so meint H. Grimm, — obschon der Dichter es auf das Deutlichste zu erkennen gibt, dass er das Umgiessen des Metalls zu Götzenbildern nur in figurlichem Sinne verstanden wissen will, und auf den Apostel Paulus hinweist, welcher den Geiz als Götzendienst verurtheilt¹⁾, — dass die betreffende Stelle »in absichtlichem Doppelsinne« zugleich auf den Avaren, mit seinem Götzen Theodorich an der Seite, gehen könnte; — der Gedanke liegt nahe, es sei auch Hilduin ein Gegner der Errichtung der Statue gewesen, und es habe Walafrid unter seinem Schutze sich so scharf ausgesprochen. Aufstellungen dieser Art lassen sich wiederholen, aber nicht widerlegen.

1) In dem Commentare des Haymo zu der betreffenden Stelle heisst es mit Bezug auf das von Aaron gegossene goldene Kalb: »Quod factum ideo replicat apostolus, ut non crederent Corinthii se immunes esse ab hoc crimine, qui in idolio epulabantur. Idolatra quoque est omnis avarus, qui nummum quasi Deum colit, timens illum amittere.«

Scintilla macht darauf aufmerksam, dass nachdem das Schlimme vorausgeschickt sei, nachdem das Princip des Bösen, der Habsucht und Gewaltthätigkeit an dem Beispiele eines tyrannischen Regenten erläutert worden, es an der Zeit sei, das schuldige Lob den (guten) Fürsten darzubringen. Die Muse fordert den Walafried zur Verherrlichung Ludwig d. Fr. auf. Direct an den Kaiser die Rede wendend, sagt derselbe, unter diesem Fürsten kehre das goldene Zeitalter wieder, wovon die alten Dichter gesungen. »Du ergänzest durch Frömmigkeit, was noch fehlen mag; mögest Du durch Verdienst glänzen mehr als Andre durch Schätze; Du wirst zum Wohlgefallen durch Deine Güte, während Andre der Tyrannei sich freuen; Du allein schreitest vor zu Triumphen jeglicher Art; desshalb kann ich Dich nur Moses, den Grossen in seinem Volke, nennen.« — Jetzt wird eine ausführliche Parallele gezogen zwischen dem Führer des hebräischen Volkes und dem Kaiser Ludwig. Während die allgemein gangbare allegorische Schrifterklärung Moses und jede seiner Verrichtungen als Vorbilder des Heilandes und seiner Thaten auffasste, thut Walafried den kühnen Griff, die Regierung Ludwigs als die Verwirklichung der nur prophetisch auf die Zukunft weisenden Führerschaft des Moses zu erläutern. »Jener war,« sagt er (v. 104), »ein Schattenbild, Du bist die Verkörperung«¹⁾. Die einzelnen Thaten Beider werden dann einander gegenübergestellt, aber nicht in nüchterner, prosaischer Folge. Oft ist der Parallelismus nur unvollständig durchgeführt und zu den hervorgehobenen Grossthaten des Moses bleibt es der Gelehrsamkeit des Lesers überlassen, selbst das übergangene Gegenbild der Folgezeit aufzusuchen. »Du« (o Ludwig), so fährt Walafried fort, »führst das Volk zum Lichte nach Verscheuchung des Dunkels.« Angespielt wird auf die ägyptische Finsterniss, welche der höhern Kraft des Moses weichen musste, und das Dunkel des Heidenthums, welches die Bemühungen Ludwig d. Fr. aufhellten, bildet den Gegensatz. »Du baust neue Tempel der Sitte,« d. h. Du erneust durch Deine Gesetzgebung

1) Entlehnt ist diese Antithese aus dem Briefe an die Kolosser (II, 17), wo Christus und die Kirche des Alten Bundes mit denselben figürlichen Ausdrücken neben einander gestellt werden. Eine in dieser Art ausgesprochene Schmeichelei übersteigt wohl das Mass des Erlaubten und erregt unser gerechtes Befremden. Ich hebe dieses excentrische Lob hervor, weil es uns die grosse Ergebenheit bekundet, womit Walafried Ludwig dem Fr. zugethan war und sein späteres, oben berührtes Verhalten gegen den Ober-Kaiser und seine Gemahlin erklärt.

die Sitten des Volkes, wie Moses es durch seine Gesetzgebung gethan. »Du machst die Dir verliehenen Gaben Christi Allen gemein« — verbreitest die Lehre des Christenthums unter allen Völkern. In abgelegener Einöde hat Moses künstlich die Stiftshütte und die eiserne Schlange gebildet, hat Wasser aus dem Felsen, Manna vom Thau dem Volke gespendet. Die Stiftshütte wird überboten von dem auf heilige Steine gegründeten ¹⁾, von Ludwig verwalteten Tempel, den einst sein Vater reichlich ausgestattet, bei welchem goldene Bildwerke von den Säulen herabglänzen. Da die Stiftshütte ganz allgemein als das Vorbild des Salomonischen Tempels, da diese beiden Anlagen als Verkündigungen des christlichen Kirchenbaus betrachtet wurden, da ferner die von Moses errichtete Schlange als der Typus des am Kreuze erhöhten Heilandes gilt: so folgt wohl daraus, dass die erwähnten goldenen Bildwerke für Crucifixe oder andere erbauliche Darstellungen zu nehmen sein werden, womit die Kirche der Karolingischen Pfalz ausgeschmückt worden war ²⁾. Moses führt das Volk nach dem

1) Man vgl. *Apoc.* XXI, 14.

2) Bei einem älteren Dichter, Venantius Fortunatus, welcher eine Parallele zwischen dem Salomonischen Tempel und der von dem Könige Childebert zu Paris erbauten Kirche des h. Kreuzes zieht (*carm.* II, 14), heisst es:

Si Salomoniaci memoratur machina templi,
 Arte licet par sit, pulchrior ista fide.
 Nam quaecumque illic veteris velamine legis,
 Clausa fuere prius, hic reserata patent.

— — — — —
 Illam aurum, lapides ornarunt, cedrina ligna,
 Huic venerabilior de cruce fulget honor.

Der Herausgeber Brower erinnert an das goldene, mit kostbaren Edelsteinen geschmückte Kreuz, welches nach dem Siege über den Westgothen-König Amalrich, Childebert aus Toulouse entführte und in der Kirche des h. Vincenz zu Paris stiftete, nach welchem diese den Namen »Basilika des h. Kreuzes« erhielt. — Ich verhehle es aber nicht, dass das Wort ludunt bei Walafrid mit einer Hinweisung auf Kreuzesbilder nicht wohl verträglich ist. — H. Grimm macht darauf aufmerksam, dass Ekkehard d. J. von St. Gallen (man s. die Mittheilungen des H. Prof. Dümmler aus den Werken Ekkehards bei M. Haupt, *Zeitschrift für deutsches Alterthum* Bd. XIV, S. 30) die 7 freien Künste als Standbilder auf Säulen schildert. (Wie H. Prof. Dümmler bemerkt, liegt dieser Composition die Stelle des Buches der Sprüche zu Grunde IX, 1: »Die Weisheit baute ihr Haus und hieb 7 Säulen.«) »Sollte,« so fragt H. Grimm, »Walafrid den gleichen Gedanken gehabt haben?« Diess muss ich für ganz unannehmbar erachten. Ekke-

Lande Kanaan, wo Milch und Honig fließt. Auch Ludwig spendet Milch und Honig ¹⁾. Er reicht, wie Moses nach dem Untergange Pharaos im Meere, »Wasser aus dem Felsen, welcher folgte.« Die Stelle, welche Walafrid vor Augen hatte (I. Kor. X, 1—5), gibt die Deutung von selbst. Ludwig, durch die eifrige Verbreitung des Christenthums, durch die bewirkte Bekehrung und Taufe der Heiden, erfüllt in höherem Sinne die Wunder, welche einstens Moses verrichtet hatte. In gleicher Weise wird in einem mittelalterlichen Hymnus Karl d. G. gefeiert:

Qui de petra ducis undas,
Et baptismo gentes mundas²⁾.

In der folgenden Ausführung wird das herrliche Schauspiel gepriesen, welches die Umgebung der Pfalz darbot. Dieser Uebergang ist durch die Vergleichung motivirt, welche der Dichter zwischen Moses und Kaiser Ludwig anstellt: Moses, heisst es im Voraufgehenden, habe seine Stiftshütte in entlegener Wildniss errichtet; der herrliche

hard hat der Figur jeder einzelnen Kunst eine biblische Persönlichkeit beigelegt, bei welcher er eine Beziehung zu derselben vorzufinden glaubte. Es ist aber nicht angedeutet, dass diese Combination für irgend ein Werk der Malerei oder der Sculptur verwerthet worden ist; ich kann darin nur ein blosses Gedankenspiel des Urhebers erblicken. Einer bildlichen Darstellung der sieben freien Künste begegnen wir in der dem Kloster St. Gallen angebauten Kapelle des h. Othmar, wo der Abt Grimwald († 872) an der einen (langen) Wand die Weisheit mit ihren Töchtern (den sieben Wissenschaften), an der andern die sieben Weisen (des Alterthums) hatte malen lassen. In meiner Abhandlung: »Die Statuen der sieben freien Künste in der Vorhalle des Münsters zu Freiburg« (Christliche Kunstblätter 1869. No. 92) habe ich alle mir bekannt gewordenen mittelalterlichen Darstellungen der sieben freien Künste und darunter auch die zu St. Gallen ausgeführte besprochen. Eine derjenigen entsprechende Combination, die von Ekkehard dem jüngeren ersonnen wurde, habe ich nirgendwo angetroffen. — Eine Beziehung der sieben Säulen des von der Weisheit erbauten Hauses auf die sieben freien Künste finde ich erst angenommen in dem Mariale Albert des Gr. (Quaest. 98 Opp. Tom. XX P. II p. 77). Das Haus der Weisheit wird auf die h. Jungfrau gedeutet.

1) *Rhaban. Maur.* Allegoriae in S. Scripturam. — »Lac doctrina legis, ut simplex doctrina; ut in Paulo: »Lac vobis potum dedi, escam« (I. Cor. III, 2), id est: simplicia vobis praedicavi, non fortia. — Lac doctrina legis, ut in Genesi: »Dentes eius lacte candidiores« (Gen. XLIX, 2), quod verba Christi doctrina legis profundiora sunt. — Mel doctrina Christi, ut in cantico Deuteronomii: »Suggerunt mel de petra« (Deut. XXX, 13) i. e. dulcem susceperunt doctrinam a Christo.

2) Daniel. thesaur.

Kirchenbau erhebe sich dagegen an einem anmuthvollen Orte. Um sich blickend, sagt der Dichter, schaue er nach einer Seite das grosse Werk des Salomo, welches den ausgezeichnetsten Denkmalen an die Seite zu setzen sei, und dann in tieferer Lage den herrlichen Wald, wo Bäche durch die Wiesen dahinfließen, wo sich wilde und zahme Thiere ergötzen; wollte es der Kaiser, so würden auch Löwen, Bären, Panther, Elephanten und anderes Gethier auf gemeinschaftlicher Weide mit Ochsen und Schafen sich im Tanze bewegen. Friede herrscht unter all den versammelten Thieren; auf der Höhe, von den Eichen herab, tönt die Stimme der Vögel. Dass das friedliche Zusammenleben der wilden und häuslichen Thiere im Karolingischen Park so weitläufig ausgemalt wird, geschieht mit bewusster Absicht und zwar, wie ich in meiner Abhandlung hervorgehoben habe, um den Beleg zu dem früher ausgesprochenen Satze zu liefern, dass unter Ludwigs Regierung das goldene Zeitalter angebrochen sei. Von dem Propheten Isaias nämlich wird die eintretende Befriedigung der Thierwelt als das Anzeichen der beginnenden Periode des Heils verkündet¹⁾.

Die Beschreibung des (von Mauern und Gräben) eingehegten Parkes hat Walafrid theils fast wörtlich dem Gedichte entlehnt, welches Angilbert über das Zusammentreffen Karl d. G. mit dem Papste Leo verfasste. Eine andre durchaus zusammenstimmende Schilderung dieser Anlage gibt auch Nigellus in seinem an Ludwig d. Fr. gerichteten Gedichte. Dass, wie H. Grimm meint, Walafrid seinen Vorgänger Angilbert parodire, werden gewiss nur wenige Leser aus seinen Versen herausfinden. Es ist durchaus kein phantastischer, bloss parodirender Einfall, wenn Walafrid neben den Landesthieren auch gezähmte Thiere des Auslandes anführt. Ohne alles Bedenken darf man voraussetzen, dass in dem Parke auch die seltenen Thiere beherbergt wurden, welche Karl d. G. aus den entlegensten Gegenden, aus Asien und Afrika, zum Geschenk erhalten hatte, unter welchen der Mönch von St. Gallen auch einen von der Küste Barka gekommenen Löwen und einen numidischen Bären erwähnt. In mittelalterlichen Urkunden kömmt der Park noch unter dem Namen »Brolium« vor und nach diesen haben wir ihn ostwärts von den Parkanlagen zu suchen²⁾. — Nach-

1) *Isai.* XI, 6, 7.

2) Man s. die von mir als Anhang zu der Schrift des H. Pfarrers Kreuzer: »Geschichte der Kirche des h. Adalbert« veröffentlichte Abhandlung: »Ueber die Parkanlagen bei dem Palaste Karl d. G. zu Aachen.«

dem, soweit es Walafrid seinen Zwecken dienlich erachtete, die Beschreibung desselben durchgeführt ist, wendet er seinen Blick nach einer andern Seite hin. Jedermann wird an eine andre Localität des locus amoenus denken. Walafrid führt ein Schauspiel vor, das man, nach dieser Seite gewendet, erblickte. Die Localität, die er ins Auge fasst, war ein freier Tummelplatz, wo sich, wie er sagt, der vergoldete (in vergoldeter Rüstung prangende) Reiter bewegte, in Begleitung einer Schaar Fussvolk.

Musikalische Instrumente erklangen; die Einen liessen das Glockenspiel, die Andern die Orgel ertönen. Ich sprach in meiner Abhandlung den mir einfach und natürlich scheinenden Gedanken aus, dass an einen Raum zu denken sei, wo sich die Kriegerschaft tummelte und ergötzte, und erinnerte an das theatrum, welches Angilbert unter den Anlagen des Karolingischen Palastes aufgezählt hat ¹⁾. Ich gestehe ein, dass aus den Worten des Walafrid es nicht mit Bestimmtheit sich ableiten lässt, dass die Schaar, welche unter dem Klange musikalischer Instrumente sich bewegte, diess innerhalb eines baulich abgeschlossenen Raumes that. Nur das ist gesagt, dass der Jubel, den Walafrid vernahm, von einer andern Stelle zu seinem Ohre drang, als von der, wo sich der Thiergarten befand, — also möglicherweise, wenn der Garten im Osten des Palastes lag, im Westen, wo sich nach Einhard ein Theil des vicus ausdehnte ²⁾. Die Orgeln, in der Mehrzahl angeführt, sind als tragbare Orgeln zu denken, welche im oströmischen Reiche, von woher sie in das Frankenland eingeführt wurden, zur Begleitung der officiellen Begrüssungen an jedem Orte (im Circus und anderwärts) in Bewegung gesetzt wurden, wo ein feierlicher Empfang des Kaisers stattfand ³⁾. Sollte nun nicht an eine analoge festliche Begrüssung des Kaisers Ludwig gedacht werden können? Nach dem Mönche von St. Gallen war neben der grossen Windorgel

1) Wenn auch Angilbert bei der Beschreibung des auf Karl d. G. Befehl sich vollziehenden Aufbaues der Aachener Pfalz die von Virgil besungene Gründung von Carthago durch die Königin Dido vor Augen hat, so lässt sich doch schwerlich annehmen, dass er Gebäude als im Entstehen begriffen anführt, die in der Wirklichkeit von dem fränkischen Könige gar nicht gegründet wurden. Rennbahnen (in antiker Weise) hatte noch der Frankenkönig Hilperich zu Paris und Soissons herstellen lassen (Greg. Tur. Hist. Fr. L. V. 18).

2) *Einhard*. Hist. transl. BB. Marcellini et Petri cap. IX.

3) Man s. Reiske's Commentar zu Const. Porphy. de cerim. aul. Byzant. Ed. Bonn. T. II. p. 137.

auch omne genus organorum, unter welchem leicht auch kleinere tragbare Orgeln begriffen sein können, als Geschenk von Constantinopel an den abendländischen Hof gesandt worden. Walafrid erzählt sodann einen Vorfall, der in seinen Tagen sich zugetragen haben muss: überwältigt von dem Eindrücke der fremden, süßen Weise, soll eine Frau in Ohnmacht gefallen sein und ihr Leben ausgehaucht haben. Wir werden daran erinnert, was Boëthius von dem Eindrücke berichtet, welchen die Musik der gebildeten römischen Welt auf die ihrem angestammten Sinne treu gebliebenen Gothen und auf die der fremden Sitte näher getretenen ausübte ¹⁾. Das Ungewöhnliche der weichen, schmelzenden Töne war es, welches jene Frau zur Bewusstlosigkeit gebracht hatte, aus der sie sich nicht erholte. Walafrid zeigt offenbar einen Stolz über die Einführung der Erzeugnisse der ausländischen Cultur und lässt dadurch sich zu dem Ausrufe verleiten, der Coloss von Rom — wie oben gesagt wurde, die auf Neros Befehl von dem Erzbildner Zenodorus gefertigte Colossal-Statue — möge zurückweichen (vor den Wunderwerken der Aachener Pfalz); Kaiser Ludwig brauche nur zu wollen, dann werde Alles, was die unglückliche (heidnische?) Welt gegossen habe, zu den Burgen der Franken wandern. Die Orgeln, welche zu besitzen der besondere Stolz der Griechen sei, rechne Ludwig keineswegs zu den grössten Dingen; freilich, wenn sie (die nach der Pfalz gekommenen) den sie auszeichnenden Wohlklang auch ferner bewahren würden, so würde derjenige, welcher häufig die Luft mit seinem Plektrum erschüttert, zur Unthätigkeit verurtheilt sein. Der Klang der Leyer, welcher die nationalen Gesänge begleitete, wird den weichen

1) *Boëthius*, de Musica I, 1. — Nulla enim magis ad animum disciplinæ via, quam auribus patet. Quum ergo per eas rhythmici modique ad animum usque descenderint, dubitari non potest, quin aequo modo mentem utque ipsi sunt efficiant atque conforment. Id vero etiam intelligi *in gentibus* potest, nam quæ asperiores sunt *Getarum*, durioribus delectantur modis. Quæ vero mansuetæ, mediocribus, quamquam id hoc tempore pene nullum est. Quod vero lascivum ac molle est genus humanum, id totum scenicis ac theatralibus modis tenetur. — Von einem ganz verschiedenen Standpunkte aus wurde — etwa ein halbes Jahrhundert vorher — Werth und Unwerth der verweichelichten theatralischen Musik der Römer und des einfachen »geisterhebenden« Saitenspiels der Germanen von Sidonius Apollinaris gewürdigt (Epist. I, 2). Dieser erzählt uns, dass Theodorich, der Westgothen-König, die erstere von seiner Tafel fernhielt und nur der letzteren sich erfreuen wollte. Ein merkwürdiger Umschwung hatte in der Karolingischen Zeit auf diesem Kunstgebiete stattgefunden.

Tönen der aus der Fremde eingeführten Instrumental-Musik entgegen gestellt. Diess scheint mir die einfachste, ganz logische Erklärung der Stelle. Schon in früherer Zeit werden von dem Poeten Venantius Fortunatus Musik, Gesang und Poesie der Germanen in der gehässigsten Weise hinter den römischen Kunstübungen zurückgesetzt¹⁾. Das Urtheil Walafrieds ist ein ganz analoges. Es ist wohl von selbst klar, dass in der Karolingischen Zeit die Gesangsweise und die begleitenden Instrumente der römischen Welt nicht bloss in der gottesdienstlichen Sphäre zu einer ausschliesslichen Anwendung zu gelangen streb-

1) In dem Dedications schreiben seiner Gedichte an den Bischof Gregor von Tours. — Man könnte bei dem Tonkünstler, der an dem Aachener Hofe so geringen Beifall erwarb, auch an einen der fahrenden Irländer denken, bei denen, wie Walafried anderwärts sagt, das Wanderleben zur andern Natur geworden war, und welche als Wall-Brüder, Missionare, sich noch immer zahlreich in dem fränkischen Reiche und den Nachbarländern einfanden. Ihre Bedeutung und ihr gelehrter Einfluss war jedoch im Sinken begriffen, weil die vielfachen Dienste, die in der vorausgegangenen Zeit von ihnen geleistet wurden, durch die gehobene Bildung der Eingeborenen, namentlich der Klosterleute, sie fortan entbehrlich machte. Dass die ungebetenen Gäste bereits unter der Regierung Karl d. G. — nach dem Heimgange des grossen Alkuin, in dem die Wirksamkeit der Angelsachsen und zugleich der Iren ihren Höhepunkt erreicht hatte — dem Neide und der Geringschätzung anheimfiel, kann aus mehrfachen Anzeichen entnommen werden. Man lese z. B. den bitteren Spott, womit Theodulph von Orleans im J. 796 einen bei dem karolingischen Hoflager weilenden irländischen Poeten übergiesset (Carm. III, 1). Die den Gesang begleitende Musik und insbesondere das Spiel der Leyer war von jeher in Irland eifrig geübt worden; jeder freie Mann liess es sich angelegen sein, eine gewisse musikalische Fertigkeit zu erwerben. Auch bei ihren Niederlassungen auf dem Festlande blieben die irländischen Mönche der Neigung und Sitte ihrer heidnischen Ahnen treu. Zu St. Gallen gab Tuotilo den Söhnen des alemannischen Adels Unterricht im Harfen-Spiel. Der Abt hatte zu diesem Behufe ihm ein eigenes Local angewiesen (man s. über diesen Gegenstand die Abhandlung des H. Dr. Ferdinand Keller »Bilder und Schriftzüge in den irischen Manuscripten.« Mittheilungen der antiq. Gesellsch. von Zürich. Bd. VII, 1853 S. 64). Walafried gehörte dem fränkischen Kloster Reichenau an; eine nationale Antipathie gegen den ausländischen Künstler ist ihm vielleicht nicht fremd gewesen. Dass der Letztere kein Mönch war, wird von dem Geschenk angedeutet, das ihm zu Theil ward und das wahrscheinlich in einer goldenen Armspange oder einer goldenen Kleiderborte bestand. Ueber die Geschenke, welche den fahrenden Sängern an den Fürstenhöfen dargeboten wurden, s. man Wilh. Grimm, Deutsche Heldensage, S. 376 ff.

ten, dass vielmehr ebenso, wie man damals die hergebrachte gallische Liturgie durch die römische zu verdrängen suchte, wie man durch die classische Poesie die nationale zu unterdrücken bemüht war, auch die mit dem Plektrum geschlagene Harfe, welche die germanischen Gesänge begleitete, durch das südliche Orgelspiel in den Hintergrund gedrängt wurde. Kaiser Ludwig, welcher, wie Thegan bezeugt, dem nationalen Heldenliede auf das Entschiedenste abgeneigt war, nahm gewiss auch Partei gegen die musikalische Begleitung. Walafrid schmeichelt dem Herrscher, indem er die Vorzüge und den Sieg des Orgelspiels hervorhebt. Der germanische Sänger und Musiker wich nur zürnend der neuen Erfindung, die ihm Ehre und Vortheil nahm. Desshalb glaube ich, die folgenden Verse also verstehen zu dürfen: Der überwundene Leyerspieler wird nicht freiwillig zurücktreten; er wird (zorn erfüllt) seinen Pelzmantel ablegen, eine Eisenstange ergreifen, den Orgelkasten und die schrillenden Pfeifen in Stücke schlagen. Grund (zum Zorne), sagt Walafrid, zweifelsohne auf einen Vorgang der Zeit anspielend, hätte er wohl, da er für das von ihm vorgetragene Lied (wohl ein Loblied des Kaisers) kein Geschenk erhalten hat, dass nicht einmal eine güldene Verbrämung seines Gewandes zum Lohne seines Verdienstes seine schwarzen Glieder schmückt. Diese Auffassung empfiehlt sich um so mehr, da nach Thegan (c. XIX) an den höchsten Festtagen zum Ergötzen des Volkes »themelici, scurri et mimi cum coraulis et cytharistis,« zu welchem letzteren auch der von Strabus erwähnte Künstler gehörte, sogar bei der kaiserlichen Tafel vorgelassen wurden. Dass eine feierliche Begrüssung mit Gesang und Musikbegleitung bei dem Kirchgange stattfand, kann ohne alles Bedenken angenommen werden.

Die von H. Grimm vorgeschlagene Erklärung führt uns wieder in ein Labyrinth der gewagtesten, aber mit Vorsicht — weil sich selbst widersprechend und aufhebend — geäußerten Hypothesen. Ehe ich diese anführe, will ich im Vorbeigehen auf ein älteres Gedicht aufmerksam machen, das dem Walafrid bekannt gewesen zu sein scheint, und welchem er bei der Verherrlichung des Kaisers nachgeschritten ist. Wenigstens ist das Vorkommen der gleichmässig ausgedrückten Gedanken äusserst auffallend. Ich meine das Loblied, welches der afrikanische Dichter Florentinus zu Ehren des Vandalischen Königs Trasamund dichtete und welches in der lateinischen Anthologie uns erhalten ist. Die St. Galler Handschrift, die dem Charakter der Schriftzüge nach dem X. Jahrh. angehört, aber, wie ihr Inhalt erkennen lässt, die Abschrift eines in die zweite Hälfte des IX. Jahrh. hin-

aufreichenden Codex ist, enthält neben den Dichtungen des Walafrid unterschiedliche andere, namentlich mehrere der lateinischen Anthologie entnommene Gedichte. Die Verse des Florentinus konnten also dem Walafrid und seinen Zeitgenossen wohl bekannt sein ¹⁾. In ganz analoger Weise, wie Walafrid die anmuthige Umgebung der Aachener Pfalz schildert, spricht Florentinus von den Reizen der vandalischen Residenz zu Carthago:

Te regnante diu fulgent Carthaginis arces,

— — — — —
Hinc freta marmoreo resonant sub gurgite ponti,

Hinc telluris opes viridanti cortice surgunt.

Wie Walafrid sagt: alle Schöpfungen der classischen Kunst würden, wenn Ludwig es wünsche, zu den Burgen der Franken kommen, so sagt Florentinus von Trasamund:

— — — — —
Et si quid tellus gignit laudata per orbem,

In regnis venere tuis:

Karl hat nach Walafrid seinem Sohne den prächtigen Kirchenbau zurückgelassen; von Trasamund sagt Florentinus weiter:

cui maximus auctor

Contulit et soli tribuit haec cuncta potiri.

Nach H. Grimm kehrt Walafrid, nachdem er den Leser durch den Park geführt, wiederum zur Reiter-Statue des Theodorich zurück; denn der an einer andern Stelle einhersprengende goldprangende Reiter soll auf die vergoldete Statue des Theodorich zu beziehen sein. Die zu Fuss gehende, unterschiedliche Instrumente spielende Schaar, die den Reiter begleitet, — das agmen pedestre — liesse sich auf Figuren an dem Postamente des Denkmals beziehen, welche einen Zug musicirender Gestalten darstellen, etwa auf Basreliefs, deren Anblick eine Frau so bethört habe, dass sie darüber den Verstand verlor und starb. Es stört den Gelehrten nicht, dass es ausdrücklich heisst: das süsse Lied, und nicht etwa ein Anblick, habe ihre Sinne bewältigt. Die Base der Bildsäule habe nicht ohne Basreliefs sein dürfen. Basreliefs mit musicirenden bacchischen Figuren hätten ebensogut nach Aachen gebracht, als dort gefunden sein können. »Dass eine Frau bei dem Anblicke närrisch geworden

1) *Anthologia veterum Latinorum epigrammatum et poematum.* Ed. H. Meyer. Lips. 1835, T. I. p. 120, n. 290.

sei, wäre bei der Präparation des Volkes durch die Geistlichkeit (durch die Aufhetzung gegen die antiken Kunstwerke nämlich) wenigstens denkbar.« Was Walafrid weiter von den Orgeln sagt, deren Griechenland sich rühmt, die Ludwig aber nicht für das Höchste anerkennt, übersetzt und erklärt H. Grimm in der folgenden Weise:

»Wenn diese trotzdem die begonnenen Melodien bewahren (weiterführen), dann wird derjenige ruhig sein, der oftmals die Luft mit seinem Saitenspiel erschüttert (der Satelles des Theodorich). (Aber nein!) Eher wird er, ohne sich daran zu kehren, dass sie ohne (goldene) Haut sind, die Arme rühren, wüthend ein Stück Eisen losreißen und die klingenden Röhren und ihm feindlichen Flöten zerstören! Und nicht ohne Grund, da er für seine Geschenke (seinen Lobgesang nämlich) keinen Lohn sich verdiente, sei es auch nur, dass er mit all seinem Verdienste am untersten Rande seine schwarzen Glieder mit Gold färben könnte.«

Lacernam in lacertos zu ändern, schien dem H. Grimm unbedenklich; ob aber der sachverständige Leser diese Emendation sowie die ganze Erklärung ohne alles Bedenken annimmt, muss ich dahingestellt sein lassen.

Als Walafrid zu diesem Punkte seiner Betrachtungen gekommen ist, weckt ihn eine überwältigende Erscheinung aus den Grübeleien auf, worin er vertieft war. Das Getäfel der von der Pfalz zur Kirche führenden Halle, das, als Ludwig im J. 817 darüber hinschritt, einstürzte, erdröhnt unter dem Fusstritte einer zahlreichen Menge, welche dem herrlichen, mit Gold und Edelsteinen geschmückten »Moses« das Geleite gibt. Der Dichter erkennt, als der seine Glieder erstarrende Eindruck von ihm gewichen war, das durch Lichtglanz wie mit Hörnern geschmückt erscheinende Antlitz dessen, welcher der Mildeste unter den Erdgeborenen ist. Die »Hörner« wiederholen den Ausdruck, womit das verklärte Antlitz des vom Sinai herabsteigenden Moses beschrieben wird. Moses wird auch als der Mildeste unter den Menschen genannt¹⁾.

1) Venantius Fortunatus (Vita S. Germani, c. VII) lässt den Eindruck, welchen die Erscheinung des h. Germanus auf seine fränkische Matrone hervorgebracht hatte, von dieser also schildern: *Ecce beatus Germanus cornuta facie mihi videtur incedere: quod paene vix valeo aut intueri lumine, aut sermone conferre sanctum virum, novo more cornibus radiantem.* Fortunatus fügt hinzu:

Die drei folgenden Verse müssen unbedenklich als völlig ungehörig aus dem Texte ausgewiesen werden. An dem Rande der ursprünglichen Handschrift vorgemerkt, sind sie durch den Unverstand eines spätern Abschreibers in den Context eingeschwärzt worden. Es sind Sprüche aus den Psalmen genommen, welche Strabus oder ein anderer Mönch in die hexametrische Form gebracht hatte ¹⁾.

Der Dichter sieht nun Ludwig d. Fr., wie er in der Mitte zweier seiner Söhne, Ludwigs und Lothars, einerschreitet. Der erste, an seiner Rechten, wird unter dem Namen *Josue*, der Andere unter dem Namen *Jonathan* gepriesen. Von dem Ersten hofft der Dichter, dass bei ihm ein gutes Ende den gemachten Anfang kröne, d. h. dass die friedliche, brüderliche Gesinnung, die er bis jetzt in Betreff der Erhebung seines Stiefbruders Karl an den Tag gelegt, auch ferner von ihm beobachtet werden möge. Den Zweiten tröstet er wegen der Beeinträchtigung, die seiner Herrschaft zu Theil werden könne, damit, dass er ihm sagt, die Eintracht werde ergänzen, was an der Grösse des Besitzthums mangeln möge. Des abwesenden Pipin wird nur mit wenigen Versen gedacht. Es erscheint sodann die Kaiserin Judith mit ihrem Sohne Karl. Der Umfang des Lobes, der bei diesem Anblicke sich darbietet, überwältigt »wie einbrechende Meeresfluth« ²⁾ das geistige Vermögen des Dichters. Zuerst wird Judith verherrlicht unter dem Namen der *Rachel*, der zweiten Gemahlin des Erzvaters Jakob, der Mutter des Joseph und des Benjamin; der letztere Name wird dem Knaben Karl geliehen. Erwähnt wird die eigene Herrschaft, welche diesem zugehört ist ³⁾; die Abänderung des Reichsgesetzes von 817 war also eine beschlossene, so gut wie vollendete Thatsache. Walafrid wünscht, dass der junge Karl ein würdiger Nachfolger seines Grossvaters sein möge, dessen Namen er trage. Die Kaiserin Judith wird in den folgenden Versen mit der gleichnamigen Heldin des alten Testaments zusammen gestellt; wie jene den assyrischen Räuber getödtet, heisst es, so gewährt sie das Gut der Freiheit den durch sie geretteten

Consternataque mirabatur mulier hominem nostro tempore in figura Moysis potuisse conspiciere. — *Numer.* XII, 3. »Erat enim Moyses vir mitissimus super omnes homines, qui morabantur in terra.«

1) *Psalm.* III, 7. — LXVI, 8. — LXX, 23.

2) Man vgl. *Paulin. Petrocor.* de vita S. Martini, lib. II, v. 1 sqq.

3) Der Erzvater Jakob übergab dem Joseph, dem Sohne der Rachel, einen Antheil ausser seinen Brüdern. *Gen.* XLVIII, 22.

Bürgern des christlichen Staates¹⁾. — Maria, die Schwester des Moses und des Aaron, hatte »rauh-tönende« Pauken angeschlagen, als sie (nach der Rettung der Israeliten aus den Fluthen des rothen Meeres) das Danklied anstimmte. Judith entlockt süsse Klänge der Orgel, derjenigen vielleicht, welche nach den Annalen des Einhard ein venezianischer Presbyter, Georg, für Ludwig d. Fr. zu Aachen gefertigt hatte. Judith übertrifft die Leistungen der alt-testamentlichen Künstlerin, wie ihr Gemahl die Grossthaten des Moses. Die ausgezeichnete Fertigkeit der Kaiserin in Handhabung des neuen gepriesenen Instrumentes erklärt uns noch näher, warum Walafrid im Vorhergehenden so lange bei dem Gegensatze der zurückweichenden ältern und der neuern, ihre Vorzüge bewährenden Musik verweilt hat. Wenn der Geist der Sappho, der Dichterin, und der Hulda, der Prophetin der Vorzeit, die Gegenwart umschwebten, dann würde die Kaiserin auch metrische Verskunst üben und die Zukunft weissagen. Was die Beschränkung des Geschlechtes ihr zu erreichen verweigere, das werde die geistige Ausbildung ergänzen. Auffallend ist es freilich, dass Walafrid aussagt, dass, wofern der Geist der Prophetin Hulda der Gegenwart sich zuwenden wolle, auch Judith von diesem Geiste erfüllt werden würde. Offenbar soll die Lobpreisung der geistigen Begabung der Kaiserin bis zum Aeussersten gesteigert werden. Da der Geist der Weissagung, dem Apostel Paulus zufolge, auch in der christlichen Kirche auserwählten Seelen mitgetheilt wird, so kann einem frommen Gemüthe durch diese dichterische Huldigung kein Anstoss gegeben werden. Zu berücksichtigen ist es, dass die prophetische Begeisterung, welche weibliche Seelen ergreift, in der damaligen Zeit auch von den volkstümlichen Meinungen anerkannt wurde und dass in diesem Betrachte das Lob, das Walafrid der Kaiserin spendet, den Zuhörern nicht fremdartig klingen konnte. Man darf daran erinnern, dass eine schwäbische Frau, Thiota, welche im J. 847 von der zu Mainz versammelten Synode verurtheilt und bestraft wurde, nicht bloss von ungebildeten Laien, sondern auch von Mitgliedern des geistlichen Standes, als Prophetin verehrt worden war. »Die Erinnerung an die Priesterwürde,« sagt Herr Professor Dümm ler²⁾, »welche die deutschen Frauen in heidnischer Zeit be-

1) Hatte vielleicht Judith durch ihren Einfluss einige Abteien im Besitze ihrer Privilegien erhalten und von der Tyrannei der ihnen aufgedrungenen weltlichen Aebte bewahrt?

2) Geschichte des ostfränkischen Reiches, Bd. I. S. 308.

kleidet, und die damit verbundene Wahrsagekunst schien durch Thiota wieder erwacht zu sein.« — An die Aufzählung der manchfaltigen Vorzüge, welche die Kaiserin auszeichneten, werden die wärmsten Wünsche für ihr irdisches und ewiges Heil angereicht. Gepriesen wird dann an der Spitze der Würdenträger des Hofes der Erz-Capellan Hilduin. Diese Stelle, in welcher gesagt wird, dass der Genannte allen Lockungen des Geizes zu widerstehen wissen werde, ist schon berührt worden. Nur im bildlichen Sinne wird von Walafrid gesagt, dass Hilduin niemals Götzenbilder giessen werde. Mit diesen Worten ist gewiss nicht angedeutet, dass derselbe Antheil an der Ausführung des Theodorich-Denkmales oder an der Ueberführung desselben nach Deutschland oder der Wiedererrichtung vor der Aachener Pfalz gehabt habe. Das Lob des Einhard wird gleich nach dem Hilduins gesungen. Dass die Kunstfertigkeit desselben, in Hinsicht auf welche ihm von Walafrid wie von Theodulph der Beiname Beseleel gegeben wird, ihn in einen Gegensatz zu Hilduin stellen soll, und dass wir »nothwendiger Weise ihn als denjenigen zu betrachten haben, der die Bildsäule aufgestellt habe,« diess wird ohne eifrige Voreingenommenheit schwerlich Jemand aus den einfachen und klaren Ausdrücken des Gedichtes herauszudeuten sich veranlasst sehen. Der Letzte unter den Gefeierten ist der Abt Grimald. Von diesem wird nur gesagt, dass seine Neigung ihn zwar bestimme, dem Verkehr mit den Musen in der Abgeschiedenheit obzuliegen, dass er aber auch grossen Siegern treffliche Gesänge widme; Zeit sei es, dass sein Talent in hellem Sonnenlichte glänze. Unmöglich, fährt Walafrid fort, sei es, dass er selbst das Lob aller Grossen (welche das Geleite des Kaisers bildeten) nach Massgabe ihres Verdienstes besinge; besser sei es, über das Bewundernswerthe zu schweigen, als mit geringfügiger Rede es zu erniedrigen. Während Walafrid all das Wunderbare, das er erblickte, genauer zu erkennen trachtete, wird er (von der kaiserlichen Leibwache?) befragt, Wer er sei und auf Wessen Befehl er gekommen. Denn das Umherschweifen der Mönche wurde gesetzlich nicht geduldet. Zaghast setzte er seine Angelegenheit der Ordnung nach auseinander (v. 247 *totam pavitans rem ex ordine pando*); dann betheuert er, es genüge ihm, die Pracht einmal angeschaut zu haben, wodurch er wohl bezeugen will, dass seine Absicht nicht dahin gehe, bei dem Hoflager länger zu verweilen; allein dauerhafte Zuneigung dränge ihn (was er geschaut) zu preisen. Er verspricht also, weitere Huldigungen dem kaiserlichen Hofe darzubringen. »Möge,« so schliesst er, »die göttliche Huld Eure

bei allen Völkern gewonnenen Trophäen, den Ruhm der Väter und Eure eigenen Schösslinge Euch erhalten; möget Ihr selbst erkoren werden in den Senat des Himmels! Wie die vielen Thiergattungen (die aufgezählt werden) in Euren Forsten Eure Bogen fürchten, so mögen Bulgaren, Sarazenen, Iberer, Britten, Dänen und Afrikaner Euch botmässig werden! Glücklich wird fortan das Land sein, wenn die Herrscher weise sind, und wenn die Weisen herrschen¹⁾.

Der zweite Abschnitt des Schriftchens des Hrn. Grimm behandelt das von Walafrid besungene Reiterstandbild von einem andern Gesichtspunkte aus. Hier richtet sich die Kritik gegen den Bericht des Agnellus, welchem zufolge das Kunstwerk durch Karl d. G. von Ravenna nach Aachen gebracht wurde. Die Identität der von beiden Zeugen besprochenen Statue wird nachdrücklich angefochten. Da nun die von Agnellus berichtete Geschichte und die von demselben gelieferte Beschreibung des Bildwerkes als durchaus glaubwürdig verwerthet worden ist, so darf ich an den erhobenen Einwendungen nicht stillschweigend vorbeigehen; ich kann aber diesen Gegenstand mit weit grösserer Kürze behandeln.

H. Grimm hebt hervor, dass von den sämtlichen Schriftstellern der Karolingischen Periode und ebenso von der Sagenbildung der späteren Zeit weder der schwierige Transport des colossalen Werkes aus Italien nach dem Frankenlande, noch die Aufstellung desselben vor der Hofburg Karl d. G. erwähnt werde. Die Thatsache selbst wird keineswegs geläugnet; das auffallende Stillschweigen der Schriftsteller darüber bestimmt den Verfasser zu der Annahme, die feindseligen Angriffe gegen die Statue, die er in dem Gedichte aufgespiert hat, hätten bei Ludwig d. Fr. den Sieg davon getragen und die Bildsäule sei »von dem in theologischen Dingen so sehr exacten Kaiser still beseitigt worden. Vielleicht, dass sie kaum ein Jahr stand und dass die, welche ihrer hätten erwähnen können, übereinkamen, jede auf sie bezügliche Aeusserung zu unterdrücken.« Das Stillschweigen des Mönches von St. Gallen hält H. Grimm für besonders auffallend. Dieser Umstand,

1) Die so oft wiederholte Platonische Sentenz hat Walafrid entweder aus Boëthius (de consol. I, 4) entnommen oder aus Prudentius c. Symmach. L. I, v. 30 sqq.):

Nimirum pulchre quidam doctissimus: Esset
Publica res, inquit, tunc fortunata satis, si
Vel reges saperent vel regnarent sapientes.

sagt er, »hat mich zuweilen so stutzig gemacht, dass mir die Idee aufstieg, Walafrids Gedicht behandle mehr die beabsichtigte Herbeiführung und Aufstellung der Statue in Aachen, als das bereits dort aufgestellte Werk.« — — »Möglich, dass er (W.) in Italien war und ihm dort die Statue, deren Transport nur beabsichtigt war, gezeigt oder nur beschrieben ward und dass er in Hilduins Auftrage sein Gedicht verfasste, um vor der Unternehmung zu warnen. Ich sage aber nicht mehr, als dass mir dieser Gedanke zuweilen aufsteige.«

Dem Berichte des Agnellus wird ein anderes mit demselben unverträgliches Zeugniß gegenüber gestellt, welchem zufolge die Theodorich-Statue, freilich durch Karl d. G., mit der Absicht, sie im Frankenlande wieder zu errichten, von Ravenna entführt wurde, aber unterwegs zu Pavia liegen geblieben sei. Diese Angaben finden sich vor in einer von Muratori veröffentlichten Ravennater Chronik. Dieselbe bildet »eine lose Zusammenstellung von Nachrichten, welche offenbar verschiedenen Quellen entnommen und zum Theil ältesten Ursprunges sind.« — »Diese Chronik,« heisst es weiter, »mag dieselbe nun zusammengeschrieben worden sein zu welcher Zeit sie wolle, musste sich doch wenigstens auf alte Tradition stützen.« Warum? Den Beweis dafür kann eine bloss hingeworfene Behauptung nicht liefern. Der Theodorichs-Statue gedenkt diese Compilation an zwei Stellen: einmal wird die Errichtung derselben durch den Gothenkönig zum J. 519 gemeldet. Zum J. 810 sei Karl nach Ravenna gekommen, habe die dort befindliche Reiter-Statue weggeführt, um sie im Frankenlande aufzustellen; sie sei jedoch zu Pavia zu schauen. Gegen die vorausgesetzte alte Tradition, welche den Meldungen der Ravennater Chronik zu Grunde liegen soll, spräche, sagt H. Grimm, »die Angabe der Jahreszahlen, welche, an sich zwar ohne Bedeutung, eine niedergeschriebene alte Notiz verrathen.« Durch die ganz unhaltbare Ueberschätzung des namenlosen Schriftstücks soll die Erzählung des gleichzeitigen Agnellus, der über die Geschichte und die Denkmale seiner Vaterstadt genau unterrichtet sein musste, für werthlos erklärt werden. Die Wahrhaftigkeit seines Berichtes soll durch die Widersprüche erschüttert werden, welche H. Grimm zwischen seinen Angaben und denen des Walafridischen Gedichtes nachzuweisen bemüht ist. Agnellus, heisst es, gibt der Statue Schild und Lanze, von welchen bei Walafrid keine Rede ist. Walafrid bespricht aber nur solche Einzelheiten der Statue, welche ihm Anknüpfungspunkte für die Erwägungen bieten, die er dem Herrscherpaare zur Beherzigung anempfehlen will. Dass er den Schild

übergangen hat, hat seinen Grund darin, dass diess Beiwerk hervorzuheben, ihm für die Förderung seiner Zwecke nicht dienlich schien. Was den Speer angeht, so wird der Leser darüber entscheiden müssen, ob er das Wort *spicula* — welches zu gebrauchen er durch das von ihm so mühsam behandelte Versmass veranlasst sein konnte — als eine unrichtige Bezeichnung der *cuspis* oder *lancea* nehmen will. Hierüber ist im Obigen das Nöthige gesagt worden. Agnellus weicht von Walafrid weiter in dem Stücke ab, dass er den »schwarzen Gesellen« unerwähnt lässt. Das Schweigen desselben in Betreff eines Beiwerkes der Statue, über welche er nur einen gedrängten Bericht erstattet, welcher vornehmlich die Grossartigkeit des Kunstwerkes hervorheben soll, kann für die These des Hrn. Grimm keinen zwingenden Beweis liefern. Endlich soll die Angabe des Walafrid, dass das Werk von Rom stamme, und nicht von Ravenna, mit dem Berichte des Agnellus unvereinbar sein. Wie nach meiner Ueberzeugung der Vers, in welchem diese behauptete Thatsache angedeutet sein soll, interpretirt werden müsse, habe ich oben dargelegt. Wenn wir, den Hypothesen des H. Grimm folgend, die supponirte Angabe des Walafrid und zugleich die Notizen der Ravennater Chronik als in Wahrheit begründet annehmen wollten, so würde folgen: Zwei Reiter-Statuen des Theodorich seien durch Karl d. G. von ihren ursprünglichen Aufstellungs-orten entführt worden, die eine von Rom nach Aachen, die andere von Ravenna nach Pavia.

Aus den behaupteten Abweichungen der beiden fraglichen Schriftsteller von einander leitet H. Grimm die Schlussfolge ab, dass, wenn die von ihnen besprochenen Kunstwerke überhaupt identisch waren, Agnellus entweder aus dunkeln Erinnerungen oder nach unvollkommenen Erzählungen Anderer berichte. Nun aber lese man die bestimmten klaren Angaben des Agnellus und frage sich, ob diese klaren Berichte einen Grund abgeben können, auf verschwommene Erinnerungen oder auf grundlose Wiederholung umherlaufender Gerüchte zu schliessen. Agnellus kennt den Gegenstand, wovon er spricht, ganz genau. Wer seine Aussage bezweifle, möge nach dem Frankenlande gehen und dort das Werk in Augenschein nehmen. Nicht anders hat auch Hr. Prof. Dümmler seine Aussage aufgefasst.

Agnellus schrieb seinen Bericht im J. 839; er bezeugt, dass sich um diese Zeit die Ravennater Statue zu Aachen befand. H. Grimm meint, dass möglicher Weise dem Schriftsteller damals erst die Nachricht ihrer Aufstellung vor der Karolingischen Pfalz zu Ohren gekommen

sei; aus Walafrieds Versen schein hervorzuklingen, dass die Statue unter Karl noch nicht vor dem Palaste stand. — In diesem Falle musste sie Ludwig aus Rom oder Ravenna geholt haben, was von keinem Zeugnisse angedeutet wird und an und für sich völlig unwahrscheinlich ist. — »Hätte die Statue,« so sagt H. Grimm, »bereits seit längeren Jahren ihren von Walafried bezeichneten Platz eingenommen und die Autorität Karls für sich gehabt, so würde sie wohl nicht so heftige, nachträgliche Angriffe erfahren haben.« — Allein, dass in Wirklichkeit solche Angriffe von der Geistlichkeit gegen die Statue gerichtet wurden, ist keineswegs eine beglaubigte Thatsache, sondern nur eine von dem Hrn. Verfasser willkürlich ersonnene Hypothese.

Die Nachrichten, welche über die antike Reiter-Statue, die zu Pavia sich erhalten hatte, uns zugekommen sind und welche in derselben eine Statue des Theodorich erkennen wollen, sind von Hrn. Grimm mit möglichster Sorgfalt zusammengestellt worden. Sie sind von sehr jungem Datum, gehen nicht über das J. 1297 hinaus. Die älteste hat H. Grimm bei Ricobaldo Ferrarese aufgefunden, wo die Ueberführung der Statue von Ravenna nach Pavia mit der Fabel von dem Kreuzzuge Karl d. G. in Verbindung gebracht ist. Eine solche mährchenhafte Combination muss auch dem ungenannten Verfasser der Ravennater Chronik vorgelegen haben. Aus diesem Grunde hat derselbe die ganz unhistorische Anwesenheit Karl d. G. zu Ravenna während des J. 810 aufgezeichnet. Für die fabelhafte Reise Karls ins Morgenland war vor der Beendigung der historischen Kämpfe, die er von einem Ende Europas bis zum andern führte, kein anderes Datum zu gewinnen. — Fasst man sämmtliche einschlagenden Angaben der spätern italienischen Chronisten zusammen, so springt es in die Augen, dass sie, blind umhertappend, nach dem unbekanntem Ursprunge des Denkmals von Pavia riethen. Die Einen gaben an, Karl d. G. habe, aus dem h. Lande über Italien heimkehrend, das aus Ravenna entführte Werk in Pavia zurückgelassen; nach Andern brachte der Longobarden-König Desiderius dasselbe aus Ravenna nach seiner Residenz; Andre endlich fabelten, die Mailänder, mit deren Hülfe Theodorich den Odoaker besiegt habe, hätten die Statue bis zu den Ufern des Po gebracht, und durch Diebstahl hätten die Bewohner von Pavia das Denkmal ihrer Stadt angeeignet. Die Angaben über die Entführung des Werkes durch Karl sind alle aus der älteren, lautern Quelle des Agnellus geflossen. Der Local-Patriotismus der Pavesen wollte das Reiterstandbild, das sich in ihrer Stadt befand, mit dem Kunstwerke

identificiren, dem Agnellus eine so grosse Bewunderung gezollt hatte; sie erfanden das Märchen, das Wunder der Kunst sei auf dem Transport nach dem Frankenlande in ihrer Heimath zurückgeblieben. Am Ausführlichsten wird das Idolum Regisol (diesen Namen führte während des spätern Mittelalters die Statue von Pavia) beschrieben in der um 1320 verfassten Mailänder Chronik, deren Verfasser aussagt, dass er das Werk gesehen habe und wohl kenne. Die sehr detaillirte Beschreibung, welche er überliefert, ist aber durchaus ebenso unvereinbar mit dem, was Agnellus, wie mit dem, was Walafrid über die Theodorichs-Statue zu Aachen angeben. In Betreff des Namens Regisol, den ich grammatisch zu erklären nicht vermag, will ich daran erinnern, dass die ältere Redaction der »Mirabilia urbis Romae,« die der Magister Gregorius verfasste, von der colossalen Statue des Sonnengottes zu Rom sagt: »Hec statua aënea imperiali auro deaurata per tenebras radiabat continuo et equali motu cum sole circumferebatur, semper solari corpori faciem gerens oppositam. Hanc cuncti romani venientes flexis genibus adorabant in signum subiectionis«¹⁾. Die späteren Schicksale dieses Denkmals kommen bei den angestellten Untersuchungen selbstverständlich nicht in Betracht.

Es ist zu bedauern, dass Hr. Grimm so viel Fleiss, Scharfsinn und Gelehrsamkeit auf die gewaltsame Durchführung von Hypothesen verwendet hat, die aller geschichtlichen Begründung entbehren.

1) M. s. meine Recension von Parthey's neuer Ausgabe der Mirabilia Urbis Romae in dem Bonner Theologischen Literaturblatt. 1870 No. 9.

Freiburg.

Prof. **C. P. Bock.**